Hilf mit!

Illustrierte deutsche Schülerzeitung



Mai

Jungen beim „Grasausläuten“,
einem alten alpenländischen Brauch

Aufnahme: Scherl

Nr. 8 / 1938

Das große, alte Lied

Seit einigen Tagen ist der Peter drüben bei seinen österreichischen Verwandten. Hoch und spitz, mit herrlichem, gemaltem Fachwerk steht das alte Haus am Markt der kleinen Stadt, wo der Brunnen mit seinen Engelsköpfen Wasser sprudelt, wo morgens die Sonne glutrot hinter den Bergen aufgeht und abends in violetter Pracht versinkt. Hinter dem Hause ist der große Garten mit Birnbäumen, mit Wein und Äpfeln. Dort läuft auch der kleine Bach vorüber, der von den Bergen kommt. Wunderschön ist es für Peter, zusammen mit dem Toni, seinem Vetter, durch das Land zu streifen. Wie herrlich ist diese Landschaft, über der die goldene Sonne leuchtet, mit ihren Weinbergen, Feldern und mit dem Bergwald in der Höhe! Wie schön ist das alte Haus mit seinen Winkeln und seiner Traulichkeit — und jetzt können sie beide ihre Hitler-Jungen-Uniform tragen, die der Toni so lange nicht tragen durfte, als Österreich unfrei war.

Die beiden Jungen haben sich ja so viel zu zeigen und zu erzählen — und Peter möchte doch auch alles kennenlernen.

Eines Abends, als es halb dunkel wird, die Schatten der spitzgiebeligen Häuser auf dem Markt länger fallen, ein kühler Wind von den Bergen weht, sitzen die beiden Jungen bei Tonis Großmutter. Die alte Frau mit dem feinen, stillen Gesicht näht, die beiden Jungen sitzen nebeneinander. Da sagt Peter: „Wie alt ist eigentlich dieses Haus, und wie lange wohnt ihr schon hier . . . ?"

Die Großmutter sagt: „Toni, geh doch einmal in meine Stube und hole das große, alte Album heraus, das dort liegt. ."

Der Junge springt hinauf und kommt nach einiger Zeit mit dem Album wieder. Die beiden Jungen rücken zu der alten Frau.

Die Großmutter schlägt die erste Seite auf.

Ein Soldat mußte Arzt werden

„Das hier ist ein altes Pastellbild; so sahen die österreichischen Offiziere zur Napoleonzeit aus. Unser Urgroßvater ist damals eingerückt, als im Jahre 1809 der Kaiser den Kampf gegen Napoleon und die Franzosen wieder aufnahm. Hier ist noch ein Brief, den er damals an seine Braut geschrieben hat: „Wir wollen für ganz Deutschland ein Signal geben, damit es sich ermanne und seine alte Freiheit gegen die Macht der Franzosen verteidige. Wir liegen hier bei dem Heereskörper des Feldmarschall-Leutnants Grafen Colloredo und erwarten Marschbefehl gegen die Franzosen. Jenseits der Donau sehen wir viele Flammen — es scheint, als ob die Franzosen dort die Dörfer zum Teil anstecken. Was muß unser schönes Österreich leiden — aber wir müssen das alles tapfer tragen, damit wir ganz Deutschland ein Beispiel geben!"

Das hat der Urgroßvater geschrieben, kurz vor der Schlacht bei Aspern, wo unser Heer über die Franzosen siegte. In jener Schlacht ist er verwundet worden, und zum Überfluß ist ihm auch noch ein Geschütz über den einen Arm gefahren, als er so dalag. Davon ist er lebenslang seines Armes nicht mehr mächtig gewesen. Er hat dann auch nicht mehr weiter Soldat sein können, so sehr auch sein Herz daran hing, sondern hat hier dieses Haus gebaut und noch die ärztliche Wissenschaft gelernt. Als Arzt ist er hier dann gestorben."

Die alte Frau blättert weiter. Da bleiben die Augen Peters auf einem bärtigen Mann hängen, der eine ganz fremde Uniform trägt. — „Ist das eine österreichische Uniform von früher?"

Die alte Frau schüttelt den Kopf: „Nein, das ist etwas ganz anderes. Jener Arzt, der hier dieses Haus gebaut hat, unser Urgroßvater, hatte mehrere Söhne. Der eine davon ist wieder Arzt geworden und war ein stiller Mann hier, ein Forscher und Dichter und Träumer. Sein Bruder aber war ein heißes, junges Blut. Das ist dieser bärtige Mann hier. Er war Student, als der große Sturm der Befreiungskriege vorüber war und alles in Deutschland still geworden. Den Napoleon hatte man vertrieben, aber das große Deutsche Reich, in dem alle Deutschen eine Heimat hatten, war nicht gekommen. In Wien auf dem Kongreß hatte man einen Deutschen Bund gegründet, dem nun alle die Könige, Herzöge, Fürsten und auch der Kaiser in Wien angehörten. Ihr habt das sicher in der Schule gelernt. Es war ein schwacher und wehrloser Bund, der nichts Rechtes in der Welt darstellen konnte, ein Spott des Auslandes und eine Scham aller Deutschen.

Der Student mit dem langen Degen

Damals nun studierte dieser junge Mensch — er hieß Rudolf — auf der Universität. Sein Vater hätte wohl gern einen angesehenen Rechtsgelehrten aus ihm gemacht. Aber auf den Universitäten wehte damals ein anderer Wind. Er studierte in Jena, und dort waren viele junge Menschen zusammen, die sich von Herzen ein großes, neues, machtvolles Deutschland ersehnten.

Das hier ist so ein Bild, wie die Studenten damals aussahen, sie trugen große Hüte, lange Degen und altdeutsche Tracht. Darunter steht geschrieben: „Im Herzen Mut, Trotz unterm Hut, am Schwerte Blut, macht alles gut."

Und eines Tages ließ sich einer von diesen Studenten hinreißen und ermordete einen Staatsrat in Mannheim, den er für einen Spion des Auslandes hielt. Da griffen die Regierungen überall zu, zahlreiche Studenten wurden eingesperrt. Damals ist der Rudolf auch schon einmal eingesperrt worden. Er war ein unsteter Mensch, aber der Glaube an ein großes Deutschland brannte in seinem Herzen. Er war Arzt in Wien und ging in die Wohnungen der Armen und heilte sie kostenlos. Mit seinem Bruder hier in dem stillen Haus verstand er sich nicht mehr, und der Bruder verstand ihn nicht. Er hat ihm damals einen Brief geschrieben, darin hieß es:

„Zwei Lager nur auf Erden:
Die Freien mit dem kühnen Blick,
Die Sklaven um den Hals den Strick,
Sei's! Mag's entschieden werden!"

Der Rudolf ist ein wilder Volksmann gewesen — man hat ihn oft genug eingesperrt, aber er hat sich nicht ändern mögen.

Im Jahre 1848 gab es in Wien Revolution. Das war seine Stunde, darauf hatte er gebaut. Mit dem großen Hut auf dem Kopf und dem Gewehr in der Hand sprach er in den Volksversammlungen. Es gibt noch ein Bild aus der Zeit, wie die Freiheitsmänner damals Wien verbarrikadierten gegen des Kaisers Heer, weil sie ein großes, einiges Deutschland wollten; ja, und hier ist noch ein altes Lied, das ist damals gesungen worden. Das war ein Lied der Sehnsucht — da ist das alte Studentenherz wieder jung geworden in dem Rudolf, wenn es durch die Straßen brauste, das Lied vom Freiheitsschmied, der das große Deutsche Reich zusammenschmieden sollte:

„Wenn ich an der Esse steh'
Und mein Eisen glühen seh',
Möcht ich immer Waffen machen!
Denn was nützen and're Sachen?
Daß wir ohne Vaterland
Untergehn in Schimpf und Schand'!
Wer sich zum deutschen Volk bekennt,
Für Vaterland und Freiheit brennt,
Und wer die Waffen führen kann,
Der schaff' sich eiligst Waffen an!"

Der Toni macht ganz große Augen: „Aber Großmutter, das war beinahe wie bei uns jetzt . . ."

„Nein, es war doch anders — die Volksmänner hatten keinen rechten Führer, und es waren auch zuviel Wirrköpfe und schlechte Leute dazwischen — aber dem Rudolf und vielen, sehr vielen von ihnen ist es erst einmal um das einige, große Deutschland gegangen. Dafür haben sie gestritten und haben des Kaisers Heer mit der Waffe getrotzt. Wien ist damals erobert worden — der kaiserliche General Fürst Windischgrätz hat es gegen die wilden Volksmänner stürmen müssen, und es ist sehr, sehr viel deutsches Blut dort geflossen, bei dem Kampf — und nachher! Damals ist der großdeutsche Traum in Blut ausgetreten worden — und wer nicht fiel oder in das Gefängnis wanderte, der mußte fliehen und möglichst gleich bis über den Ozean nach Amerika. Da ist auch der Rudolf hinübergegangen. Er hat noch gerade aus dem Gemetzel herauskommen können. Nur eine Säbelschmarre im Gesicht ist ihm als Andenken geblieben. Drüben in Amerika war dann 12 Jahre später ein großer Bürgerkrieg. Der eine Teil der Amerikaner wollte die Negersklaven behalten und der andere Teil wollte die Sklaverei abschaffen. Der Rudolf war ein großes, altes Kind geblieben mit einem Kinderherzen — wenn er nur das Wort Freiheit hörte, dann glühte er dafür. So ist er damals noch einmal Kriegs-

mann geworden, und weil er für die Freiheit des deutschen Volkes nicht mehr kämpfen konnte, denn dafür war damals gar keine Aussicht, so hat er dann in Amerika für die Freiheit gefochten." — Die alte Frau nestelt an einem Bund vergilbter Briefe: „Das ist sein letzter Brief gewesen, den der alte Revoluzzer geschrieben hat; er schrieb so: „Im Feldlager vor Gettysburgh 1862. Wir liegen hier und warten und rechnen damit, daß in den nächsten Tagen die große Schlacht kommen wird. Gestern hat General Karl Schurz Musterung abgehalten — wir sind in meiner Brigade fast alles nur Deutsche aus allen Teilen des deutschen Landes, darunter viele, die 1848 und später auswandern mußten. Bei Nacht können wir den Geschützdonner vom Potomakfluß hören, wo General Mac Clellan mit den Südstaatentruppen kämpft. Man sagt, daß die deutschen Brigaden in den nächsten Tagen zu dem großen Stoß eingesetzt werden. Mitten in den Geschützdonner aber hinein klingt es mir wie Älplerruf und wie die Lieder der Heimat. Wenn dieser Krieg zu Ende ist, muß in Deutschland versucht werden, doch das große Deutsche Reich aufzurichten. Es darf doch nicht alles umsonst gewesen sein — ich sehne mich so nach der Heimat, ich habe hier einen Kärntner getroffen, und als er nur zu sprechen anfing, bin ich davongegangen — ich hätt' mit meinen fast 60 Jahren geweint wie ein Kind, wenn ich die Laute der Heimat noch länger gehört hätte. Aber wenn dieser Krieg zu Ende ist, komme ich heim, und wenn ich ganz allein den Kampf für unsere alten Ideale, für das große Reich aller Deutschen aufnehmen müßte . . ."

Er ist nicht wiedergekommen. Einige Wochen darauf ist er bei einem Reiterangriff gefallen.

Aber die Art hat wohl in uns gesteckt. Sein Bruder, der stille Arzt, hatte einen Sohn — und das ist mein lieber Mann gewesen. Er war noch ein Knabe, als Bismarck das Deutsche Reich aufrichtete — und wir standen draußen!

Damals ist viel Leid gewesen in Österreich, die fremden Völker rührten sich überall, und sie hatten ja auch ein Recht dazu, frei und selbständig zu werden. Ich will gar nichts dagegen sagen. Aber sie benutzten die Gelegenheit auch, um den Deutschen überall etwas abzunehmen, hier ein Dorf, dort eine Stadt, und jeder wollte etwas haben. Als Großvater in Prag studierte, da rissen die Schlägereien auf der Straße zwischen den tschechischen Sokoln und den deutschen Studenten nicht ab, in den anderen Teilen des Reiches war es nicht besser. Ich weiß doch, wie ich ein ganz junges Mädel war, und dein Großvater, Toni, war ein fescher Student, und wir mochten uns beide damals schon gern, daß er mir immer gesagt hat: „Wir Deutsche halten diesen ganzen Staat beisammen, und doch gibt des Kaisers Regierung uns preis, wo sie kann. Mit unsern Opfern erkauft man die Zufriedenheit all der vielen bunten, nichtdeutschen Völker — wenn wir nur erst beim Reich wären!"

Der „Zuchthäusler" Schönerer

Die alte Frau blättert weiter, legt ihren Finger auf einen bärtigen Männerkopf auf einer Postkarte: „Der ist nicht mit uns verwandt und hat doch meinem lieben Mann so nahegestanden. Für diesen Mann hätte er wer weiß was getan und geopfert — sieh mal, Peter, das ist der Ritter von Schönerer gewesen. Lange, lange, vor 50 Jahren, als man bei euch im Reiche wohl nur an den Wiener Walzer oder an das fesche Wien dachte, wenn man von Österreich sprach, da hat dieser Mann ganz allein für die Vereinigung unseres deutschen Stammes mit dem Gesamtdeutschtum gekämpft.

Er hätte es nicht nötig gehabt, sein ganzes Leben an diesen Kampf zu setzen. Aber er sah die Not unseres Volkes, er sah viel, das ihr erst heute wieder richtig erkennt. Wenn er in Wien war, dann sah er nicht nur das lustige und fröhliche Wien, sondern auch das arme und traurige, wie so ein braver Handwerksmeister nach dem andern von den Juden an den Bettelstab gebracht wurde, er ging hin in die Dörfer und sah, wie der Bauer von den großen jüdischen Banken ausgewuchert wurde — und wie dann oft genug schon die Fremden das alte deutsche Land kauften. Er hat damals landauf und landab das deutsche Volk in Österreich aufgerufen — für ein Großdeutsches Reich, gegen die Juden und gegen das viele Unrecht, unter dem unser Volk litt. Großvater hat mit ganzem Herzen an ihm gehangen, ist herumgegangen und hat die Menschen zu den Versammlungen geholt, wo Schönerer sprach. Er hat auch bei ihm ausgehalten, als man Schönerer gar ins Zuchthaus gebracht hatte."

Im Schützengraben des Weltkrieges

Die alte Frau richtet sich auf und sieht mit großen Augen in den sinkenden Abend: „Dein Vater, Toni, hatte das geerbt. Ich seh' ihn noch, wie er hinauszog in den Weltkrieg — ich habe damals gewußt, daß er nicht wiederkommen würde. Er war ein deutscher Offizier in einem fast ganz tschechischen Regiment. Er hat damals alles getan, um die Tschechen bei ihrer Pflicht zu halten für den Kaiser — und er wußte doch, daß die Tschechen von diesem Staat loswollten. Und in seinem Herzen wollte er ja auch gar nicht einen österreichisch-ungarischen Staat mit all den fremden Völkern, er wollte Deutschland, nur Deutschland! Das sind hier seine letzten Feldpostkarten, und das ist ein Bild von ihm, aus dem Schützengraben oben in den Karpathen am Duklapaß. Das ist wenige Tage vor seinem Tod. Als gestürmt wurde, stand er plötzlich allein. Seine Leiche wurde nach Tagen gefunden — sie hatte Kugeln von vorn und von rückwärts..."

Peter ist ganz still geworden und grübelt; schließlich sagt er leise: „Das habe ich ja gar nicht gewußt, daß das hier seit hundert Jahren und mehr gelebt hat . . ." Dann faßt er ganz still nach der Hand Tonis: „Du lieber Kamerad — jetzt aber lassen wir euch nie mehr los, nie mehr. . "

Dr. Johann von Leers.



Das deutsche Land Österreich, das wieder mit dem Deutschen Reich vereinigt wurde. Ein jahrhundertealter Wunsch fand durch Adolf Hitler Erfüllung   Zeichnung von Peter Ponta

Mein Leben sei der Weg zu dir

Gedichte zum Tag der Mutter 1938

Unseren Müttern

Mütter, wir müssen marschieren,
Weil euer Herz uns berührt,
Als wir in euch noch erwuchsen,
Als wer die Trommel gerührt.

Mütter, in euren Gebeten
War't ihr voll Demut und Kraft,
Mütter, so werden wir Männer,
Greifen zum Fahnenschaft.

Mütter, es lodert ein Glaube
Aus euren Herzen zu Gott,
Mütter, wir müssen marschieren,
Sonst wird der Glaube zum Spott.

Mütter, auf allen Wegen,
Sie gehen so hoch und so tief,
Woll'n wir für Deutschland marschieren,
Zu dem euer Herzschlag berief.

Mütter, in eueren Augen
Sah'n wir die Liebe zum Land,
Mütter, ihr gabt sie uns weiter,
Und sie hat weitergebrannt.

Mütter, aus eueren Händen
Nehmen wir Segen und Fluch,
Mütter, es wehen die Fahnen,
Und ihr heiligt das Tuch.

Mütter, ein Deutschland wird werden,
Gläubig, trutzig und hart!
Mütter, das ewige Deutschland,
Weil ihr unsre Mütter war't.

Herybert Menzel.

Mutter

Mutter, ich hör' ein Weinen
Tief hier unten im Grab.
Fallen deine Tränen
Mir aufs Herz herab?

Weht ein Wind vorüber,
Hör' ich ein Rauschen dazu,
Und müde, schwere Schritte.
Mutter, das bist du?

Still, du liebe Mutter.
Sterben tut nicht weh,
Wenn ich unsre stolzen Fahnen
In meinen Träumen seh'.

Müssen so viele Mütter
Heute an Gräbern stehn.
Müssen so viel Kameraden
Den Weg ins Dunkle gehn.

Mutter, du sollst dich freuen,
Daß ich gestritten hab,
Sollst mir Blumen streuen,
Blumen auf mein Grab.

Aber du darfst nicht weinen.
Sieh, es tut mir weh,
Wenn ich deine tränenmüden
Lieben Augen seh.

Trennt uns die braune Erde
Wirklich so tief und weit?
Sind wir nicht doch beisammen,
Mutter, in Ewigkeit?

Anne Marie Koeppen.

Meiner Mutter

Mein Haupt will ich bergen wie einstens
In deinem Schoß,
Ich tat es vorzeiten als Knabe —
Nun bin ich groß.

Von der Stirne streich mir die Locken
Leise fort
Und sprich mir wieder wie damals
Ein zärtlich Wort

Und küsse die brennende Wange
Deinem Kind
Und trockne am Auge die Träne,
Die heiß mir rinnt.

So will ich liegen und träumen,
Wie einst ich tat,
Und vergessen, daß ich ins Leben,
Ins wilde, trat.

Börries Freiherr von Münchhausen.

Das Bild der Mutter

Der Pfeil, er ziert das Wappenschild.
Ich sehe, Mutter, treu dein Bild,
Den Mund, so herb geschlossen.
Ich seh' das schlichtgewordene Haar,
Das einst so voll und prangend war,
Vom schwarzen Tuch umschlossen.

Was du gerungen und geschafft,
Was du gefordert und gerafft,
Kein Wort kann es ermessen.
Die Zeit verging dir wie im Flug.
Dein Herz für Kind und Gatten schlug.
Du sorgtest für das Essen.

Der Tod auch klopfte an das Haus.
Den Gatten trug man erst hinaus,
Den Sohn verschlang der Krieg.
Dann lag dein einzig Töchterlein
Als Gottesbraut im Totenschrein.
Dein Mund in Schmerzen schwieg.

So war vergangen Tag und Jahr.
Noch blickt dein Aug' vertrauend klar,
Dein Herz noch hoffend schlägt.
Für Wahrheit, Recht und Billigkeit
Ist deine Hand stets tatbereit,
Dein Sinn noch unentwegt.

Kehrt' ich zurück ins stille Haus
Nach langer Fahrt, nach schwerem Strauß,
Du, Mutter, harrest meiner!
Und leicht wiegt, was je schwer mir war.
Fern liegt die Not, die Kampfgefahr.
Die Lüfte wehen reiner.

Richard Billinger.

Meiner Mutter

Wenn etwas Gutes in mir ist,
Dann weil du meine Mutter bist.

Bin ich dir auch so furchtbar fern,
Ich seh dich doch, du stiller Stern.

Bist du auch hoch und ich nur hier,
Mein Leben sei der Weg zu dir.

Baldur von Schirach.



Zum Muttertag

Zeichnung für „Hilf mit!" von Paul Klose



Aufn.: Presse-Photo

Österreich unterm Hakenkreuz

„Hilf-mit!"-Sonderbericht von der Befreiungsfahrt

Von Dr. Max Freiherr du Prel, Reichspressestelle der NSDAP.

Freitag abend.

Mächtig donnern die Motoren durch die Nacht; aber silbern glänzt der Mond auf den Tragflächen unseres Junkersflugzeugs. Sternklar ist der Himmel, nachdem die Sonne rotleuchtend unterging; unter uns ist eine leichte, weiße Wolkendecke, die das Licht des Mondes widerspiegelt, so daß wir ringsum von dieser Helligkeit eingefangen sind, die das Unwirkliche dieses Abends steigert und unsere Sinne noch mehr schärft.

Fünfzehn Presseleute sitzen in dem abgedunkelten Flugzeug und verfolgen mit einer Taschenlampe, die von Mann zu Mann geht, auf der Streckenkarte die Richtung des Fluges. Um 18.20 hat die Maschine den Berliner Flughafen Tempelhof verlassen.

Als sich die Wolken zerteilen, ist der Thüringer Wald schon überflogen, und wir entdecken plötzlich zwischen den einzelnen Lichtgruppen der fränkischen Ortschaften Lichterreihen an Lichterreihen, die sich teilweise mit großer Geschwindigkeit in geraden und leicht gekurvten Linien vorwärtsbewegen, alle in Ost-Südostrichtung, der auch wir folgen. Es sind Autokolonnen der Wehrmacht. Mehr und mehr Lichter flammen auf, heller und bewegter wird die Landschaft, je mehr wir uns München nähern. Dort biegen die Lichter nach links, nach Osten ab; wir aber umkreisen den Flughafen Oberwiesenfeld, um schon nach zwei Stunden zur Landung anzusetzen.

An Schlaf ist in dieser Nacht nicht zu denken. Um 2 Uhr, 4 Uhr und 6 Uhr des Samstagmorgens verlassen drei Kraftwagenkolonnen München in östlicher und südlicher Richtung; das Fahrziel ist die österreichische Grenze, wo an genau bezeichneten Punkten neue Einsatzbefehle empfangen werden sollen. Solange die Straßen frei sind, geht es im 80-Kilometer-Tempo vorwärts; in den Dörfern aber sind trotz der frühen Morgenstunde die Bewohner auf den Plätzen versammelt; bald erreichen und überholen wir auch die ersten Polizei- und Wehrmachtskolonnen. Als wir uns um zehn Uhr Vilshofen, kurz vor Passau, nähern und zur Linken schon die ersten Donauberge auftauchen, braust es über uns in den Lüften. Wir halten an und sehen über uns Staffel um Staffel eines Bombengeschwaders hinwegziehen über die Grenze — die vom österreichischen Bundeskanzler erbetene Hilfeleistung der deutschen Wehrmacht nimmt ihren Anfang. Während wir noch den Flugzeugen nachsehen, kommt auf unserer Landstraße in Schnellwagen eine graue Kolonne heran; wir erkennen die Gesichter der Führer in den ersten Wagen und sehen die Kragenspiegel der SS-Leibstandarte Adolf Hitler. Kilometerlang ist dieser Zug, wie er an uns vorüberbraust, ohne Stockung und Aufenthalt: Kübelwagen, Lastfahrzeuge, Motorräder. Grau sind die Gesichter wie die Stahlhelme vom Straßenstaub, aber hell blitzen die Augen unter dem Helmrand, wenn die Grüße von Mann zu Mann fliegen.

Nun gibt es auch für uns kein Halten mehr. Wir schließen uns der schnellen Kolonne an und haben in kurzer Zeit Passau erreicht, das heute nicht mehr wiederzuerkennen ist. Die alte Donaustadt ist ein Heerlager geworden, in dem Tanks, motorisierte Artillerie, motorisierte Infanterie und pferdebespannte Batterien herumstehen. Nur mühsam bahnt sich hier das Auto seinen Weg, bis wir vor der Kreisleitung der NSDAP. anhalten können. Die beiden roten Lautsprecherwagen, die in unserer Kolonne mitgefahren sind, werden aufgebaut, Drähte werden gelegt, Anschlüsse hergestellt; währenddessen verteilen sich die Journalisten auf die erreichbaren Fernsprecher, um mit ihren Heimatschriftleitungen in Verbindung zu treten, und als die Proklamation des Führers um 12 Uhr mittags der Einwohnerschaft und den Truppen durch die Lautsprecherwagen übermittelt wird, gehen die ersten Meldungen und Berichte über die Fernsprechleitungen an die Zeitungen ins Reich.

Bald springen die Motoren wieder an, und wir versuchen mit den deutschen Truppen gleich hinter Passau die Grenze zu überschreiten. Zunächst ist es freilich für eine Stunde bei dem Versuch geblieben; sowohl in Richtung Mariahilf, wie in Richtung Schärding waren die Straßen restlos verstopft. Und so geschieht es, daß sich unsere kleine Kolonne von acht Wagen schließlich auflöst und sich die einzelnen Wagen zwischen die

Kompanien eines motorisierten Schützenregiments schieben, um mit ihnen über die Stelle zu fahren, die bis vor wenigen Stunden als trennender Strich zwischen zwei deutschen Staaten eine böse Bedeutung hatte.

Wir nähern uns diesem Ort unter den nichtendenwollenden Heilrufen der Bevölkerung, die jeden Wagen seit Stunden mit neuem Jubel begrüßt; er war durch keinen Schlagbaum kenntlich und durch kein Schild mehr, sondern nur dadurch, daß dort froh vereint österreichische und deutsche Zollbeamte stehen, deren Rufe und hocherhobene Hände die gleiche, gemeinsame Freude ausdrücken, wobei jenseits der Grenze die gleichen deutschen Menschen stehen wie diesseits; und sie jubeln und rufen und singen, daß uns ganz anders zumute wird.

So blieb es die ganze Fahrt über. Wir lösten uns wieder aus der Wehrmachtskolonne und überholten Fahrzeug um Fahrzeug, Kompanie um Kompanie, bis wir hinaufgelangten zu den Höhenzügen des oberösterreichischen Berglandes, in die stillen bäuerlichen Dörfer, die sonst abseits liegen, und in denen nun die Dorfbewohner an der Straße standen und mit dem Ruf „Ein Volk — ein Reich" die deutschen Brüder willkommen hießen.

Wenn wir auf dieser Fahrt einmal hielten, um zu tanken oder nach dem Weg zu fragen, waren wir sofort von einer großen Menschenmenge umstellt, die dies und jenes und alles von uns wissen wollte und vor allem, wann der Führer käme und ob wir nicht für immer dablieben.

So fuhren wir über die schmalen, ländlichen Straßen Oberösterreichs, oft langsam und in schwieriger Durchfahrt, an den Truppen vorbei durch das Land, bis es dunkel wurde. Wir überholten deutsche Wehrmachtskolonnen, deren Fahrer schon mehr als 500 Kilometer ohne Ablösung in der Kolonne gefahren waren, und wir sahen es den Gesichtern der Soldaten an, daß nur die Spannung dieses ungeheuren einmaligen Erlebnisses, dieses Aufbruchs des nationalen Willens der Volksgenossen in Österreich es ihnen möglich machte, die Anstrengungen eines solchen Gewaltmarsches durchzuhalten. Die Infanterie, die wir überholten, hatte an diesem Tage und an den folgenden Leistungsmärsche von fünfzig und mehr Kilometern mit vollem Gepäck durchzuhalten, und auch die pferdebespannten Einheiten wurden auf die äußerste Leistungsprobe gestellt. Verdreckt, müde und hungrig kamen wir bei Dunkelheit nach Linz und gerieten dort erneut in einen Jubelsturm ohnegleichen. Denn vor knapp einer halben Stunde war der Führer eingetroffen, und das Hotel Weinzinger, in dem er Wohnung genommen hatte, war von einer tosenden Menschenmenge umschlossen, die immer wieder das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied sang. Mühsam kämpften wir uns durch und standen dann in der Hotelhalle. Lachend und fröhlich wurden wir dort begrüßt von den Männern, mit denen uns die politische Arbeit so oft, und manchmal in entscheidenden Stunden, zusammengeführt hatte.

Nach vierundzwanzig Stunden, die wir in Linz verbringen, starten wir zur Fahrt nach Wien. Nur des Vorbeimarsches der SA., SS. und HJ. in Linz sei hier noch gedacht, weil dieser Marsch in uns nicht nur die Erinnerung an unsere eigene, schöne Kampfzeit im alten Reich wieder erstehen ließ, sondern weil er auch etwas anderes zu erkennen gab: daß nämlich die verbotene Bewegung in Österreich trotz aller Dollfuß- und Schuschnigg-Unterdrückung nach wie vor in gesundem Geiste weiterbestanden hat, und daß sie neben vielen alten Frontkämpfern vor allem die Jugend umfaßte. Wieviel mehr mochten diese österreichischen Nationalsozialisten im einzelnen ausgehalten haben, ehe sie als freie Deutsche nunmehr vor die Augen ihres Führers treten konnten. Dieses Österreich ist gewiß schon immer zäh gewesen, aber es ist hart geworden im Kampf gegen das System, härter vielleicht noch, als es im Kriege war. Dieses Österreich ist durch eine politische Schule gegangen, deren Prüfungen bitterer waren als viele Proben, die wir im alten Reich einst zu durchleben hatten. Und wenn in diesen Tagen der Führer feststellte, daß hier in Österreich im Grunde genommen die gleichen Menschen leben wie im alten Reich und daß er keine großen Schwierigkeiten darin sehe, die deutschen Menschen diesseits und jenseits der alten Staatengrenze im Laufe von wenigen Jahren so zu verschmelzen, daß sie sich gleichwertig fühlen, so hat er bestimmt dabei dieses Menschenschlags gedacht, der ihm in Linz zuerst als der Typ des österreichischen politischen Kämpfers für seine Idee entgegentrat. Wir standen dabei, pikfein in unseren vom Führer verliehenen Uniformen, die wir als Politische Leiter und als SA.-Führer nun schon seit Jahren tragen, und sahen den Kameraden im Straßenanzug und im Räuberzivil unter den Helmrand und suchten ihren Blick, und wenn uns eines eine tiefe Freude war in diesen Tagen des großen Erlebens, so war es die, daß wir jenen Kameraden in die Augen sehen konnten und in ihnen keine Fremdheit fanden, sondern den gleichen freien Mut, die gleiche Offenheit, aber auch den gleichen stolzen Ernst, den das Auge des Führers auf sie ausgestrahlt hatte.

Sonntagabend. Nun liegen wir wieder auf der Landstraße mit unserem Wagen und vor uns und neben uns bewegen sich die deutschen Truppen nach Wien. Neben mir am Steuer sitzt der NSKK.-Staffelführer Stampfl aus München, ein alter SA.-Mann, der einst als einer der ersten dem Ruf des Korpsführers Hühnlein in die Motor-SA. gefolgt war. Er hat mit Umsicht unsere Journalistenkolonne von München bis Passau geführt und versucht nun die Tücken der österreichischen Verkehrsbesonderheiten auf dieser Nachtfahrt zu überwinden. Denn



Eine Bäuerin übergibt bei Grenzübertritt dem Führer einen Blumenstrauß

Privataufnahme

in Österreich fährt man links. Deutsche Truppen aber fahren rechts. In Österreich fahren deutsche Truppen zunächst teils rechts, teils links, was vor allem bis Linz eine oft schwierige Geschichte war. Allmählich ist es auf der großen Straße Linz—Wien gelungen, die Fahrordnung des Linksfahrens allgemein herzustellen, was indessen nicht besagt, daß im einzelnen Fall nicht doch irgendein übermüdeter Einzelfahrer, der einer Kolonne nachhaftet, plötzlich gewohnheitsmäßig statt nach links nach rechts ausweicht, so daß mit äußerster Vorsicht gefahren werden muß. Dann kreischen die Bremsen, es schrillt der Gummi auf der Straße, und eine freundliche Belehrung fliegt hinüber: Linksfahren, Kamerad, wir sind in Österreich! Dieser NSKK.-Staffelführer ist in seiner ruhigen Sicherheit am Steuer irgendwie das Urbild deutscher Zuverlässigkeit. Kein Mensch hat ihm befohlen, nach Österreich zu fahren; sein Fahrauftrag, zu dem er, im Beruf Geschäftsmann in München, in der Nacht vom Freitag zum Samstag aufgerufen wurde, lautete auf eine „Fahrt zur Grenze". Von dort aus hat er sich freiwillig weiter zur Verfügung gestellt, unbekümmert darum, daß sein Gewerbebetrieb, eine Fleischerei, nunmehr von seiner Frau allein aufrechterhalten werden mußte, und unbekümmert darum, daß sein Wagen, der sein Eigentum ist, allen Beanspruchungen dieser weiten Fahrt ausgesetzt war. Ihm und vielen seiner Kameraden vom NSKK. ist es zu danken, daß Journalisten und Redner, daß Bildberichterstatter und Filmoperateure an diesen Tagen teilhaben konnten, und daß neben dem militärischen Einsatz auch der politische voll gewährleistet war. Es hat sich hier im NSKK. auch in diesen entscheidenden Tagen wieder eine Einrichtung bewährt, deren Leistung über all dem anderen Geschehen nicht vergessen sein soll. Denn nur dadurch, daß die Einsatztrupps der Journalisten und Propagandisten über diese Wagen verfügen konnten und sich Fahrer freiwillig und selbstlos zur Verfügung stellten, war es möglich, unabhängig von der Truppenbewegung, die Marschrichtung, den Aufenthalt und die Orte jeweils so zu wählen, daß gerade für die journalistische Aufgabe alle Möglichkeiten erschöpft werden konnten. Straßenkenntnis auf den Anmarschwegen in Bayern, Ortskenntnis in Österreich selbst durch gelegentliche Urlaubsfahrten, sichere Beherrschung aller Vorkommnisse bei kleinen Pannen und Zufällen, die bei solchem Einsatz immer unvermeidlich sind, und vor allem das kameradschaftliche Sicheinordnenkönnen in die Notwendigkeiten des großen Ganzen, dazu das Wissen des politischen Soldaten und die dadurch mögliche persönliche Beherrschung der augenblicklichen Lage im einzelnen, das waren Begleitumstände, die uns die technische Seite dieser Fahrt in jeder erdenklichen Weise erleichterten.

Die Fahrt geht an diesem Abend durch Dörfer, in denen Fackelzüge veranstaltet werden, und wieder durch andere, in denen die Bewohner erwartungsvoll an den Straßen stehen und uns zurufen: „Wann kommt der Führer? Wann kommt Adolf Hitler?"

An einsamen Gehöften und Weilern zwischen den Ortschaften stehen Tanks vorsorglich zur militärischen und politischen Sicherung, wie dies im modernen Aufmarschplan vorgesehen ist. Aber sie stehen nicht dräuend mit ihren Geschützrohren und Maschinengewehrläufen in der Nacht, sondern sind umringt von den Bewohnern der Häuser und von Bauern, die von weither gekommen sind und die Straßenkreuzungen umsäumen, um den Durchzug der deutschen Truppen zu erleben. Und die Tankbesatzungen sind dabei, die Ketten und die Panzer und die Bestückung zu erklären; sie heben die Buben auf die Sitze und lassen sie alles genau untersuchen.

So kommen wir nach St. Pölten und machen dort halt in einem Gasthaus mit Fernsprecher, weil es für den Journalisten nicht nur wichtig ist, zu erleben, sondern auch sofort weiterzugeben. Während die Fernsprechanmeldungen laufen und wir unsere Notizen vervollständigen, sitzen die Leute von St. Pölten rings um uns herum an unserem Tisch und fragen uns die Seele aus dem Leib nach den Verhältnissen in Deutschland, ob die Arbeitslosigkeit tatsächlich beseitigt sei, ob sie auch in Österreich beseitigt würde, welcher Lohn gezahlt würde, ob es stimme, daß wir im Reich so wenig zu essen hätten usw., usw.

Alle diese Fragen müssen vorläufig von unserem Staffelführer beantwortet werden, und nur hin und wieder erhebt sich bei der einen oder anderen etwas drastischen Frage ein funkelnder Blick hinter der Brille eines Journalisten, der bedeutet: Das werdet ihr alles auch noch merken, wie das im Dritten Reich ist. Denn noch wissen wir zu dieser Mitternachtsstunde nicht, daß der Führer um 8 Uhr abends in Linz das Gesetz unterzeichnet hat, durch das Österreich ein Land des Deutschen Reiches wurde. Der Wirt, der zuerst eifrig bemüht war, uns in ein Nebenzimmer zu schaffen, weil er es sich wohl nicht vorstellen konnte, daß uniformierte Leute zwischen einfachem Volk sitzen wollen, bemüht sich jetzt, dasselbe mit soeben eintretenden Offizieren der Panzertruppen durchzuführen.

Aber auch die Offiziere ziehen es vor, sich nicht „vornehm" abzusondern, sondern in der allgemeinen Gaststube zu bleiben, um dort, von den österreichischen Volksgenossen mit Erstaunen und Freude betrachtet, zwischen einem bescheidenen Imbiß mit größter Ruhe und Unbefangenheit ihre Dienstobliegenheiten abzuwickeln. Wir haben es auf dieser Fahrt durch Deutsch-Österreich öfters beobachten können, wie schnell und sicher eine innere Verbindung zwischen den Offizieren der deutschen Wehrmacht und der Bevölkerung hergestellt wurde. Die deutschen Truppen wurden nicht nur deshalb so beliebt, weil sie als ein festgefügter Ordnungskörper in das bisher jeglicher Willkür ausgesetzte Land einzogen, sondern vor allem auch deswegen, weil sie von der Bevölkerung ebenso wie die Parteigliederungen, die in diesen Tagen in Österreich einzogen, als die beste Auslese des Reiches überhaupt empfunden wurden. Die äußerst kameradschaftliche Art zwischen Offizier und Mann übertrug sich ebenso rasch vom Soldaten auf die Bevölkerung. Die Wehrmacht, die von Passau bis Wien zu Pferde, vom Panzer oder im Wagen ausschließlich mit dem Deutschen Gruß grüßte, zeigte sich so als das wahre Volksheer des Dritten Reiches. Kein Wunder, daß bei dieser vorbildlichen Haltung es auch den österreichischen Heeresteilen leicht wurde, sich mit den deutschen Truppenteilen anzufreunden und von Mann zu Mann jene Fühlung herzustellen, die nunmehr in der Gemeinsamkeit der Uniform und der Ausbildung ihren Vollzug finden wird.

Nacht zum Montag.

Als wir kurz vor Wien auf den Höhen des Wiener Waldes einen Moment anhalten, sehen wir unter uns die gewundenen Straßen herauf sich Licht an Licht reihen, kilometerweit nach Westen in die Nacht hinaus. Es sind jene unzähligen Fahrzeuge und Kolonnen, die wir überholt haben und deren Ende nicht abzusehen wäre, könnten wir bis Melk, bis St. Pölten oder bis Linz zurückblicken. Wir wissen: Auf allen Straßen Österreichs, zu allen Städten und Grenzpunkten, sind seit zweimal vierundzwanzig Stunden die gleichen Lichterreihen und Fahrzeugkolonnen unterwegs. Die planmäßige Sicherung des vergrößerten Reichsgebiets vollzieht sich mit deutscher Mustergültigkeit.



Deutschland und Italien begrüßen sich am Brenner Aufn.: Weltbild

Montag, Wien.

Wir haben wieder einmal ausgeschlafen, die Fernsprechverbindung mit den Heimatschriftleitungen hergestellt, die Berichte durchgesprochen, für unsere nachkommenden Kameraden Unterkunft beschafft und stehen nun, nachmittags, bereit zum Empfang des Führers vor dem Hotel Imperial. Uns gegenüber steht die deutsche und die deutsch-österreichische Ehrenkompanie angetreten, die sich zwar durch ihren Paradeschritt und durch die Uniform noch unterscheiden, in deren Gesichtern aber derselbe Ausdruck des Stolzes und der Freude leuchtet. Wir erhalten laufend die Fernsprechmeldungen aus den Orten, an denen der Führer vorbeigekommen ist. Bald muß er in Wien ankommen.

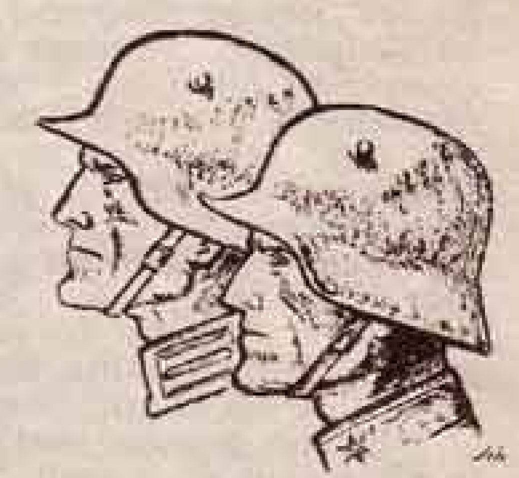
Wir wissen, da wir noch schnell die Strecke abgefahren sind, daß rechts und links die Menschenmauern stehen, in viele Glieder tief gestaffelt. Wir wissen, daß, trotzdem hier und da ein Polizist oder einige Mann österreichische SA. stehen, von einer Absperrung keine Rede sein kann. Wir wissen, daß der Führer durch ein lebendes Spalier von Menschen kommen wird, die jetzt schon von der Größe des kommenden Augenblicks überwältigt sind und die ihm mit allem, was ein Menschenherz an Glaube und Zuversicht aufzubringen vermag, entgegensehen. Und dann kommt der Führer. Jubel und Begeisterung brausen ihm entgegen.

Doch davon mögt ihr schon genug gehört und gelesen haben.

Es bleibt nicht mehr viel zu berichten; das Teilerlebnis unserer Fahrt nach Österreich begann sich von da ab aufzulösen in das große gemeinsame Erleben des deutschen Volkes in Österreich und im alten Reich, bei den Kundgebungen und den Feiern dieser großen Tage. Am Dienstagmittag erhielten wir den Marschbefehl zur Rückkehr ins Reich, am Mittwochmorgen sahen wir aus einer Transportmaschine der deutschen Luftwaffe zum letzten Male von oben her die Strecke, die wir wenige Tage vorher mit dem Auto wie eine Triumphstraße passiert hatten: Wien, die Höhen des Wiener Waldes, Stift Melk, St. Pölten, Amstetten, Linz, hinter einer Bodenwelle das kleine Leonding, Mariahilf, Passau, bis dann unsere Maschine Kurs nach Norden nahm und wir bei Regensburg, sozusagen als letztes Wahrzeichen für die Verbindung des alten und des neuen Reiches, das erste Teilstück des vom Führer zum Bau freigegebenen Donau-Main-Kanals, der gewaltigen künftigen Verkehrsader zwischen Österreich und dem Ruhrgebiet, überflogen. Nach dreistündigem Flug setzte unsere Maschine in Staaken zur Landung an, und wir kamen gerade noch rechtzeitig zum Wilhelmplatz, um den nach den Erlebnissen der österreichischen Tage nicht minder überwältigenden Empfang des Führers in Berlin zu erleben.

HENRICH HANSEN:

Waffenbrüderschaft



Blauschwarz lag die Nacht über Polens Feldern. Wir ritten im leichten Sprühregen ostwärts. Seit vier Wochen zog der Feind in diesem Frontabschnitt vor uns her. Tags fechten — nachts marschieren, so hieß es. Wir hatten sie schätzen gelernt, die Tapferkeit und den Opfersinn jener Regimenter Sibiriens, die der Zar gegen unsere Bataillone geworfen hatte, als im Jahre 1914 der große Marsch nach Osten angetreten wurde.

Hin und wieder schnob in der lauen Sommernacht ein Gaul, Sattelzeug jankte und Klang von Metall — waren es Säbel oder Beschläge — mischte sich mit dem dumpfen Schall des Aufschlagens vieler Pferdehufe auf dem Rasenboden. Den Mantelkragen hochgeschlagen, die Kappe schief aufs Ohr gezogen, ritt vor mir der österreichische Rittmeister von B. mit seinen Reitern. Ich hatte ihn so oft während des ganzen Vormarsches viele Tage und Nächte vor uns reiten sehen, diesen kühnen Kameraden unserer deutsch-österreichischen Waffenbrüder. In dieser Nacht aber war es, als wenn sein Schattenbild erhabener, gestreckter und härter war. Der Rittmeister klopfte hin und wieder seinem Schecken den nassen Hals und pfiff dabei leise vor sich hin. Weit vor uns marschierte lautlos reichsdeutsche Infanterie. Die Nacht hatte die Männer verschlungen wie auch den Klang ihrer Schritte, und es war uns allen, als ob jeder — die Kameraden aus Wien und wir aus dem Norden des Reiches — allein durch die nicht-enden-wollende Nacht gegen den Feind anritten. Da, plötzlich schoß es vor uns, nicht allzu weit entfernt. Hart und grell der Ton. Dann folgten mehrere Abschüsse, und schon war es ein lebhaftes Schützenfeuer geworden. Die Schwadron hielt. Der Rittmeister drehte sich kurz um, gab seinen Reitern ein paar kurze Befehle und sprengte allein nach vorne, dem Klang der Schüsse entgegen. An einem zerschossenen, noch vom Brande schwelenden Hause, hart an der Straße, trafen wir ihn kurz nachher neben der rastenden reichsdeutschen Infanterie. Die Leute saßen auf ihren Tornistern, hatten die Zeltbahnen über ihre Köpfe gelegt und horchten — erschöpft wie sie waren — kaum auf das Schießen in der Ferne. Ein Infanterieoffizier trat an uns heran. Auch er mußte nichts Näheres über die Lage vorn zu berichten. Da rückte die österreichische Schwadron weiter vor. Immer mehr Truppen sah man rechts und links der Straße ruhen. Hier und dort sah man kurz aufblinkende Taschenlampen, bemerkte, wie Offiziere, angetan mit der österreichischen Kappe oder der deutschen Mütze, den Kompaß oder die Karte ansahen. In hartem norddeutschen Tonfall oder in schmiegsamer österreichischer Mundart wurden Befehle gegeben. Einzelne Züge — oder waren es Kompanien — wurden nach vorne gezogen. Nun, schon im Bereich der Geschosse, trafen wir auf eine Gruppe österreichischer Offiziere, die an einem Kreuzweg hinter einer Zeltbahn hockten. Sie entwickelten uns ein Bild der Lage. Etwa 500 Meter vor uns lag das Dorf N. Es war noch besetzt vom Feind. Der sich rechts und links anschließende Wald war gleichfalls voller Feinde. Man hatte vor, den Gegner nur festzuhalten, weil es sich ohne Frage um Kavallerie handelte, die scheinbar die Aufgabe hatte, die zurückflutenden Armeen des Zaren so lange zu decken, bis diese sich wieder eingegraben hatten. An einen größeren Angriff dachte man deshalb von uns aus nicht. Es sollten unnütze Opfer vermieden werden, da der Feind in völliger Auflösung war und ohnehin bald auch seine neuen Stellungen räumen würde.

Der Rittmeister sprang vom Pferd, ließ die Gäule halten und ging wortlos nach vorne, dem Klang der Schüsse nach. Schon wurden Verwundete auf der Straße zurückgetragen. Humpelnd und stöhnend gingen nebenher einzelne allein nach hinten. Es war uns allen unbegreiflich, warum der Schwadronschef der Schützenlinie zustrebte. Ganz aus der Ferne schoß hin und wieder die feindliche Artillerie. Sie streute unsicher das Vorgelände ab. Ein Treffer aber lag mitten auf der Straße, etwa 100 Meter vor uns. Er mußte wohl mitten in die Schützenlinie geschlagen haben. Strichfeuer von MG. peitschte uns entgegen. Ein paar Leute schrien uns an: „Hinlegen!" Der Rittmeister hörte nicht, sondern schritt aufrecht vorwärts bis zu der Stelle, wo rechts und links der Straße eine österreichische Truppe eben dabei war, sich einzugraben. Kurz und hart fragte er nach einem Offizier. Ein junger Leutnant stand vor ihm. „Warum wird das Dorf nicht genommen?" — „Ich habe den Befehl, mich hier einzugraben!" antwortete der Offizier. — „Das ist Unsinn", sagte der Rittmeister, „den Vormarsch hier stocken zu lassen, wo jedermann wissen sollte, daß seit gestern in diesem Ort eine Reihe Gefangener von uns verwundet liegen. Geben Sie mir ein paar Leute, eine Gruppe, Herr Leutnant! Ich kenne das Gelände vom ersten polnischen Vormarsch 1914. Ich werde das Dorf erreichen." Der junge Offizier widersprach nicht. Einige Leute krochen heran. „Sie", sagte der Rittmeister dann kurz, „begleiten mich. Sie, Fähnrich, gehen zurück bis zu den Pferden, schicken den Pferdehalter zurück und lassen Oberleutnant K. sagen, er solle, falls es nötig ist, die Schwadron nachführen. Treffpunkt: Eingang des Dorfes vor uns!" Dann verschlang den Rittmeister die Nacht. Eine Weile war es ganz still, nur das Hämmern eines Maschinengewehres und der unregelmäßige Ausschlag einzelner Granaten unterbrachen hin und wieder die

Stille der Nacht, bis plötzlich vom Dorfrand her ein heiseres Hurra-Schreien und dann ein kurzer heftiger Gefechtslärm zu uns drang. Den jungen Infanterieoffizier hat es nicht gehalten, er war mit seiner Kompanie auf den Dorfrand zugestürmt. Das Maschinengewehr schwieg. Als sie in das Dorf eindrangen, sahen sie, wie sich schon einzelne Gefangene, russische Kavalleristen, in Reih und Glied aufstellten, um zurücktransportiert zu werden. Den Rittmeister traf er erst am jenseitigen Dorfrand. Im Scheine eines brennenden Hauses sah er ihn mit dem Revolver in der Faust vor einem russischen Offizier stehen. Er sah mit harten Augen auf den Kosaken. Die Muskeln in seinem Gesicht arbeiteten, und wenn sich der Schein des Feuers flammend darüberhinbewegte, dann sah es aus, als ob sein ganzer Kopf in Blut getaucht sei. Schlotternd stand der Russe vor ihm. Auf russisch sagte der Rittmeister ihm: „Wo sind die verwundeten Gefangenen des Xten Kavallerieregiments, wo die Verwundeten vom deutschen Infanterieregiment Nr. . . ? Sie sind mir verantwortlich für jeden einzelnen, Herr!" Der Russe stammelte unzusammenhängende Worte vor sich hin. Da packte der Rittmeister seinen Gegner hart an der Schulter und schob ihn vor sich her. „Führen Sie mich", sagte er, „zu den Verwundeten." Der Russe wagte keinen Widerstand. Einmal wollte er einen Seitenweg von der Dorfstraße einschlagen. „Lassen Sie das", sagte der Österreicher, „ich kenne diesen Ort, hier geht's ins Freigelände." Da wagte der Russe nichts mehr zu unternehmen. Er führte den Rittmeister willenlos an das kleine, windschiefe Schulhaus des Ortes. In der Schulstube brannte noch Licht. Flüchtig sah der österreichische Offizier durch die Scheibe in die Schulstube, dann drehte er sich kurz um, hob seinen Revolver, als wenn er den Russen niederschießen wollte, schrie dann einem Soldaten zu: „Binden Sie den Mann, meine Kugel ist zu schade für ihn." Zu dem gefangenen Russen gewendet, sagte er: „Merken Sie sich das, Deutsche und Österreicher schießen nur auf Soldaten, die Ehre im Leibe haben. Sie sind ein Mörder und Schuft!" Mit kurzem Ruck riß er dem Russen die Achselstücke herunter, warf sie ihm ins Gesicht und trat allein in die Schulstube. Soweit die Verwundeten transportfähig waren, hatten die Kosaken sie zurückgeschleppt. Einige von ihnen sind später in den Wäldern gefunden worden, von verschiedenen aber hat man nie wieder etwas gehört. Hier aber, in dieser einsamen, kalten, polnischen Schulstube lagen ein österreichischer und ein deutscher Soldat. Die Kosaken aber hatten sich nicht gescheut, diesen Unglücklichen noch kurz vor ihrer Flucht einen Fangschuß zu geben. Sie waren wohl nicht marschfähig gewesen.

Als der Rittmeister dann später mit uns zusammen im Quartier saß, sagte er: „Meine Herren, Sie werden mein Vorgehen gestern abend zunächst kaum verstanden haben. Ich möchte Ihnen dazu folgendes erklären: Wir sind bei unserem ersten Vormarsch auf Warschau im Herbst 1914 bis an diesen Ort gekommen, deshalb kannte ich ihn. Ihnen war bekannt, wie auch mir, daß bei dem gestrigen Gefecht deutsche und österreichische Kameraden hier im Schutze der Roten-Kreuz-Flagge im russischen Feldlazarett lagen. Sie kannten die Kosaken auch so gut wie ich. Ich habe deshalb keine Ruhe mehr gehabt, weil ich wußte, daß jede Verzögerung den Unglücklichen den Tod bringen könnte. Einst werden wir, und die Geschichte, meine Herren, kann, wenn sie Sinn haben soll, keine andere Wendung nehmen, ein Volk und ein Reich sein. Weil ich nun daran glaube, daß durch die gemeinsamen Waffentaten dieses großen Krieges die geschichtliche Erfüllung der Sehnsucht aller deutschen Menschen nahe ist, muß um das Leben jedes einzelnen Kameraden, ob er den Rock meiner Armee oder den des großen deutschen Vaterlandes trägt, gerungen werden. Denn jeder, der um das große Deutschland gekämpft hat, muß auch das Glück haben, erleben zu können, daß vom Süden bis Norden ein Reich und ein Volk steht!" — —

In den Tagen, als die österreichischen Kameraden, das Eichenlaub am Helm, in Deutschland zu Gaste weilten, als deutsche Schwadronen in die alte Stadt Wien einmarschierten, habe ich oft dieses Rittmeisters gedenken müssen — einst unser Kamerad, heute aber Bruder im großen Reich —, der schon in den Jahren des großen Krieges um jeden deutschen Menschen bangte, damit alle erleben sollten die Stunde des Werdens unseres großen Reiches.

Ein Volk! Ein Reich! Ein Führer!

Deutsche Jungen und Mädel!

Während wir an unserem Wettbewerb „Volksgemeinschaft — Schicksalsgemeinschaft" arbeiteten oder Arbeiten für ihn vorbereiteten, ist für unsere deutschen Brüder im deutschen Österreich eine große, geschichtliche Schicksalswende eingetreten: Unsere alte Ostmark hat zum gemeinsamen Vaterland zurückgefunden. — „Österreich ist ein Land des Deutschen Reiches." —

Um sechseinhalb Millionen Deutsche ist unsere Schicksalsgemeinschaft verstärkt worden. Um fast 84 000 Quadratkilometer ist der Schicksalsraum unseres Volkes vergrößert worden. Eine alte deutsche Sehnsucht nach Vereinigung des deutschen Volkes zu einem Reich ist durch den Führer erfüllt worden. Ihr habt selbst die Begeisterung erlebt, die diese große Tat des Führers im gesamten Reich ausgelöst hat. Ihr seid selbst stolz und begeistert gewesen und werdet einmal noch in späteren Jahren von diesen Tagen erzählen können.

Dort, wo früher Grenzsteine standen, führen gerade Straßen in die Heimat des Führers. Dort, wo früher Zollwächter ihren Dienst taten und deutsche Waren mit Zoll belegten, werden Wanderheime für euch entstehen. Die Heimat des Führers und so vieler anderer großer Deutscher kann heute jeder aufsuchen, ohne daß Grenzbäume ihm den Weg versperren. Und jeder Junge und jedes Mädel aus dem deutschen Österreich können das Reich, zu dem sie gehören, aufsuchen und teilhaben an allem dem Schönen, was unser Vaterland bietet.

Dieser Neugestaltung der deutschen Volks- und Schicksalsgemeinschaft wollen wir auch in einem Teil unserer Wettbewerbsarbeiten Ausdruck geben.

Die Geschichte des deutschen Österreich ist ein Teil der gesamtdeutschen Geschichte. Die Menschen und ihr Land waren deutsch, sind deutsch und werden ewig deutsch bleiben.

Ihr habt in den letzten Wochen soviel über unsere Volksgenossen im deutschen Österreich und über ihr Land gehört und gelesen, ihr habt euch mit ihnen gefreut und habt mit ihnen gejubelt, daß es für alle eine Selbstverständlichkeit ist, in der Wettbewerbsarbeit nicht einfach an den großen Geschehnissen der letzten Wochen vorbeizugehen.

Es ist ein glückliches Zusammentreffen, daß in der Zeit, in der im ganzen Reich der Wettbewerb „Volksgemeinschaft — Schicksalsgemeinschaft" in Arbeit ist, die deutsch-österreichischen Brüder den Weg in unsere Gemeinschaft genommen haben. Für euch heißt es, hierbei aufzupassen und alles, was neu und anders geworden ist, zu berücksichtigen. Das Reich umschließt nicht mehr rund 68 Millionen Deutsche, sondern rund 75 Millionen! Unser Vaterland ist größer und vielgestaltiger geworden. Das muß auch durch Arbeiten für den Wettbewerb zum Ausdruck kommen.

Wir freuen uns ganz besonders, nunmehr auch Wettbewerbsarbeiten aus den Händen unserer jungen Kameraden des deutschen Österreichs empfangen zu können.

So wie unsere Kameraden in Deutsch-Österreich sich bei den Wettbewerbsarbeiten nicht allein auf ihre Heimat beschränken, sollt ihr ihnen zeigen, wie stark und innerlich ihre Aufnahme in die deutsche Volks- und Schicksalsgemeinschaft vollzogen ist!

Um euch die Durchführung dieser zusätzlichen Aufgabe zu ermöglichen, wird die Dauer des Wettbewerbs um einen Monat verlängert. Ihr braucht die Arbeiten also erst bis zum 15. November 1938 bei eurem Schulvertrauensmann abzuliefern.

Eine neue, schöne Aufgabe bietet sich euch im Wettbewerb. Deutsche Jungen und Mädel, ans Werk!

Deutsche Mütter

Vier Erzählungen von W. Fr. Könitzer

Am Postschalter

In den letzten Märztagen des Jahres 1917 schloß sich das Fenster des Postschalters, an dem Frau Schattke seit nunmehr fast zwei Jahren beinahe täglich ihren Dienst tat, den ganzen Tag über für nur wenige Minuten. Da Ostern vor der Türe stand, hatte die Post zwei Wochen lang einen besonders großen Eingang an Feldpostbriefen und mehr noch Feldpostpaketen zu bewältigen. Es schien unmöglich, auch nur eine Kraft zu entbehren, zumal man seit längerer Zeit fast ausschließlich auf Hilfskräfte angewiesen war.

Der Postsekretär Schattke war 1915 als Sanitätsfeldwebel eingezogen worden. Damals hatte es seine Frau bei ihm und er beim Postmeister durchgesetzt, daß sie bis zu seiner Rückkehr seinen Dienst bei der Post versehen werde; war doch Frau Schattke nicht die einzige Frau, die während des Krieges den Arbeitsplatz ihres Mannes ausfüllte.

Mit beinahe unveränderter Regelmäßigkeit trafen in diesen beiden Jahren die Briefe und Karten des Feldwebels Schattke ein. Sie wurden seiner Frau immer schon während der Postverteilung im Postamt ausgehändigt. Sie nahm sie dann während der Mittagspause mit nach Hause, um sie den Kindern vorzulesen. Besonders Siegfried, der Älteste, war stolz, wenn der Vater einen Brief oder eine Karte ausdrücklich an ihn gerichtet hatte. Als der Vater eingezogen war, war der Junge schon mehr als fünfzehn Jahre alt.

Während einiger ruhiger Minuten an einem dieser letzten Märztage des Jahres 1917, als niemand abzufertigen war, schloß Frau Schattke das Schalterfenster und dachte an Siegfried und gleichzeitig an ihren Mann. Anfang Januar hatte der Junge sich freiwillig gemeldet. Nur auf ein paar Zeilen hin, die der Vater dem Jungen voller Glück über diese Absicht geschrieben hatte, war auch sie einverstanden gewesen. Nun hatte sie zwei Männer draußen: den Gatten und den Sohn. Zwar war der Feldwebel Schattke meist in einem Lazarett hinter der nördlichen Westfront, in der Gegend bei Arras, tätig und der Junge noch zur Ausbildung in einer Heimatgarnison. Aber es hatte sich bisweilen schon ereignet, daß Schattke bei einem besonders verlustreichen Angriff an der vordersten Front als Sanitäter eingesetzt worden war. Und Siegfrieds Ausbildung mußte ja auch eines Tages abgeschlossen sein. Dann würde man ihn an die Front schicken. — Gerade als Frau Schattke aufstehen wollte, um im Nebenraum, wo die Post verteilt wurde, nach einem Brief des Mannes oder des Jungen zu fragen, kam ein Kunde und mußte abgefertigt werden. Eigentümlich, es gelang Frau Schattke, als sie eine größere Zahl von Posten zusammenrechnen mußte, heute kaum, ihre Gedanken zu zwingen. Sonst war sie sogar eine ausgezeichnete Rechnerin.

Nach der Gewohnheit von zwei Jahren hatte sie schon ein paar Tage zuvor eine Nachricht von ihrem Mann erwartet. Und Siegfried hatte sie, wenn er auch immer schon unregelmäßig und meist nur kurze Kartengrüße geschrieben hatte, doch noch nie so lange auf eine Mitteilung warten lassen.

Da kam, während Frau Schattke einen neuen Kunden nach seinem Begehr fragte, eine der Zustellerinnen herein und legte ihr zwei Briefe hin. Frau Schattke mußte den Menschen vor dem Schalter noch einmal um seinen Wunsch fragen, weil ihr Blick inzwischen auf den Briefen geruht hatte. Sie sah, der eine trug den Stempel des deutschen Lazaretts in Vitry bei Arras, also die gewohnte Absenderangabe auf den meisten Briefen ihres Mannes. Der andere kam von Siegfried, noch aus der Heimatgarnison. — Frau Schattke schob die beiden Briefe beiseite und bediente die Kunden weiter, die sich inzwischen in längerer Reihe eingefunden hatten. Endlich blieb ihr eine Minute Zeit, den Brief aus Vitry zu öffnen. Sie wurde blaß, als sie das Blatt entfaltete. Erst jetzt erkannte sie, während sie den Umschlag noch einmal hochnahm, daß auch die Anschrift nicht von der Hand ihres Mannes geschrieben war. Der Inhalt des Briefes war knapp und amtlich. Sie las ihn kaum zu Ende und riß voller Erregung den zweiten auf.

Der Junge teilte ihr mit, daß er am 30. März — Frau Schattke blickte auf den Kalender und sah, daß er das Datum des 30. März trug — so schrieb der Junge, daß er am 30. März ausrücken werde.

„Endlich an die Front!", schrieb er voller Begeisterung, „endlich an den Feind! Mutter, ich bin so glücklich!"

Frau Schattke griff beide Briefe, stand auf, obwohl ein ungeduldiger Kunde von draußen an das Schalterfenster pochte, und schritt, ohne zu wissen, was sie tat, zum Zimmer des Postmeisters. Sie fand ihn vor seinem Schreibtisch. Als er sie sah, sprang er auf und schob ihr einen Stuhl hin. Dann nahm er die beiden Briefe, die sie ihm wortlos reichte. Dem Schreiben aus Vitry entnahm er, daß der Sanitätsfeldwebel Schattke bei der Bergung einiger Schwerverletzter scheinbar nur zufällig auf einem inzwischen ruhig gewordenen Kampfabschnitt tödlich verwundet worden war. Im Lazarett von Vitry, wo er für gewöhnlich Dienst tat, war er gestorben.

„Und Siegfried rückt heute ins Feld", murmelte Frau Schattke. Noch einmal sprach sie diese Worte vor sich hin, als sie schon in der Nähe ihrer Wohnung über die Straße schritt, die beiden Briefe halb zerknüllt in der Hand.

Dann mußte sie ihren drei vaterlosen Kindern erzählen, was in den beiden Briefen stand.

Es war vor Ostern, und die Post hatte einen besonders großen Eingang an Briefen und Paketen zu bewältigen. Die Grippe hatte in jenen Tagen viele Menschen in Deutschland, dazu auch einige der Hilfskräfte bei jenem Postamt, aufs Bett gezwungen. Man konnte auf keine Arbeitskraft verzichten. Und eine Mutter konnte drei Kinder kaum mit einem schmalen Witwengeld ernähren, zumal auch der Älteste von Zeit zu Zeit auf ein Paket aus der Heimat wartete.

Einen Tag, nachdem Frau Schattke dem Postmeister die beiden Briefe gezeigt hatte, saß sie zum Nachmittagsdienst wieder an ihrem Schalter und fertigte die Kunden ab, die sich in noch längerer Reihe als am Vortag eingefunden hatten. Zu Hause sorgte Else, die Dreizehnjährige, mit Tränen in den Augen für die beiden jüngeren Geschwister.

Gespräch am Morgen

Die stille, kleine Frau mit den dunklen Haaren war wieder, wie schon alle die Jahre über, seit sie für den Mann und später dazu noch für die Kinder sorgte, aufgestanden, ehe die Glocke der Kirche um fünf Uhr zu läuten begonnen hatte.

Das Feuer im Küchenherd brannte schon. Das Wasser im Kessel fing an zu singen. Die große Kaffeekanne stand bereit. Und auf dem Tisch lagen die vielen Brotschnitten, die sie noch zu schmieren hatte. Der Mann verlangte pünktlich seine Brote und den Kaffee, die Jungen, die gleich ihm in die Werkstatt gingen und in die Kessel krochen, brauchten ihr Frühstück. Und dann kamen die Kinder, die noch zur Schule mußten. So ging es Tag um Tag. Und so war es auch heute.

Eine Weile, nur eine kurze Weile lehnte sich die Mutter gegen den Tisch. Im Haus war es noch still. Nur einmal hatte sie oben einen Stuhl rücken hören. Dazu waren ein paar Schritte gegangen. „Es wird wieder der Heini sein", dachte sie. Dann kam, sie stand inzwischen schon wieder über die Brotschnitten gebeugt, der Heini als erster die Treppe herunter. Noch war sonst alles ruhig. Der Vater und die Brüder schliefen wohl noch.

„Heini, du bist schon wieder so früh", sagte Frau Lersch zu ihrem Jungen, als er fertig angekleidet die Küche betrat. „Du solltest länger schlafen. Du hast doch noch Zeit. Und die Arbeit ist hart. Bist du denn nicht müde?"

Der Junge versteckte eine kleine Verlegenheit hinter ein paar raschen Worten: „Nein, nein, Mutter, ich bin gar nicht müde. Ich brauche nicht viel Schlaf. Und die Arbeit ist nicht so schwer." Dann fuhr er ein wenig stiller fort: „Du bist doch auch schon aufgestanden, Mutter. Und deine Arbeit ist gewiß schwerer als die unsre. Kommst du nicht immer erst spät am Abend, wenn wir alle versorgt sind, zu Bett? Und stehst du nicht an jedem Morgen schon um fünf Uhr und noch früher auf?"

Aber die Mutter wollte nichts von sich hören. „Ich bin es gewöhnt, Junge. So ist mein Leben. Als ich den Vater heiratete, da wußte ich, daß ich immer für ihn sorgen müsse. Und als ihr kamt, einer nach dem andern, sieben Kinder, da wußte ich, daß mein Leben hingehen würde in der Sorge um euch alle. Für eine Mutter gibt es keine andere Sorge, Heini, als die für Mann und Kinder."

Dann machte sie ihm wieder Vorwürfe, daß er nicht genug schlafe. „Vielleicht hast du sogar wieder die ganze Nacht gewacht? Bist wieder einmal gar nicht im Bett gewesen?"

Heini fing an zu stottern: „Ich mußte — ich wollte — die Bücher, ich habe die Bücher so gern, Mutter. Und am Tage, da kann ich doch nicht lesen. Aber du verstehst das nicht, daß einem die Bücher wichtiger sein können als der Schlaf."

Die Mutter fragte weiter, während sie das Messer hinlegte, mit dem sie die letzten Brote geschmiert hatte: „Manchmal schreibst du auch, nicht wahr? Geschichten und Gedichte? Meinst du, sie sind auch wichtiger als der Schlaf? Du bist Kesselschmied, Heini, wie dein Vater und deine Brüder. Glaubst du, die Menschen werden mit deiner Arbeit zufrieden sein, wenn du am Kessel müde bist, nur weil du nachts Geschichten aufschreibst?"

Während der Junge zur Seite sah, sprach sie weiter von ihrer Sorge um ihn und daß seine Arbeit Geld bringe, die Arbeit als Kesselschmied, nicht die aus der Nacht. „Der Vater hat dich nötig, Junge." Ob es nicht so sei, fuhr sie fort, daß nur die Dichter mit den weichen Händen gute Gedichte schreiben könnten. Er aber habe doch harte Fäuste, Kesselschmiedefäuste. „Wer den Hammer schwingt", fragte sie, „kann der denn auch Gedichte schreiben?"

Als der Junge entgegnete, wie wohl einer von der Arbeit dichten könne, wenn er nicht so wie er selbst den Hammer zwischen den Händen halte, als er davon sprach, daß auch die Fabrik eine bunte Welt sei wie die draußen in der Natur, zwar nicht mit dem Donner hinter den Bergen, aber mit dem Gedröhn und Gestampf der Kolben und Maschinen, nicht mit silbernem Mond am Nachthimmel, aber mit helleuchtendem Gestänge, nicht mit den Liedern jubelnder Vögel, aber mit singenden, pfeifenden, schreienden und jauchzenden Maschinen — als der Junge dies entgegnet hatte, schwieg die Mutter.

Als Heini kurz darauf aufstand und sich auf den Weg zur Werkstatt machte, ging die Mutter ihm leise nach und sagte zu ihm: „Heini, Junge, ich glaube, du mußt Gedichte schreiben — so, so wie ich immer für euch sorgen muß." Der Junge sah seine schwache Mutter dankbar an, dieser junge Dichter Heinrich Lersch.

Der Chef von vierzehn Jahren

Noch vor vier Tagen hatte der schwer erkrankte Friedrich Alfred Krupp in einer stillen Stunde nach der Hand seiner Frau gegriffen, die neben dem Krankenbett saß: „Widersprich mir nicht. Es ist wirklich so. Ich habe die Fabrik an den Abgrund gebracht und — und lasse dich und die Kinder nun im Elend zurück." Als Friedrich Alfred Krupp wenige Stunden später, am 8. Oktober 1826, starb, hatte er dies Wort noch nicht zurückgenommen.

An seinem Grab hatten in der ersten Reihe der Angehörigen die Frau und die vier Kinder des Toten gestanden. Die Witwe wußte, daß er recht gehabt hatte mit jenem Wort. Nun würde das Elend kommen.

Nein! Man mußte es bannen, man mußte kämpfen. Dann würde es auch nicht hereinbrechen. Und Frau Krupp sah sich nach einem Bundesgenossen im Kampf gegen das Elend um. Die Verwandten? Zu Lebzeiten Friedrich Alfred Krupps hatten sie geringschätzig die Achseln gezuckt: er will Erfindungen machen, statt zu arbeiten; Versuche kosten Geld; Arbeit schafft Geld; er wird die Fabrik noch zugrunde richten mit seinen Versuchen. Menschen, die so sprachen, taugten nicht zu Bundesgenossen. — Es gab nur einen, der berufen war, an der Seite dieser tapferen Frau den Kampf gegen ein hartes Schicksal aufzunehmen. Das war der, von dem Krupp im Testament gesagt hatte, er solle die Fabrik weiterführen, zunächst, ehe er großjährig sei, auf Rechnung der Mutter. Es war Alfred Krupp, der älteste Sohn. Er war vierzehn Jahre alt, als der Vater starb. Am Abend des Tages, an dem sie den Vater in die Erde gelegt hatten, saß die Mutter mit dem Jungen zusammen.

„Du sprichst wie ein Kind, Alfred", sagte sie. „Du bist zu jung, als daß unsere Kunden das rechte Vertrauen zu dir haben könnten. Wie kann uns ein Junge von vierzehn Jahren beliefern, wie wir es wünschen, so werden sie sagen."

Alfred erwiderte, allein könne er zwar die Arbeit des Vaters nicht fortführen. Er brauche einen Menschen, der ihm helfe, das Vertrauen der Kunden zu erhalten und zu festigen. „Wir werden ihnen beweisen, daß unsere Arbeit von Lieferung zu Lieferung nicht schlechter, sondern besser wird. Dann werden sie uns ihre Aufträge immer wieder geben. Mutter, du mußt mir helfen!" — Die Augen der Mutter waren in diesen Tagen rot geworden von der Sorge. Doch nun leuchtete es von einer stillen Hoffnung darin auf. Frau Krupp wußte in dieser Minute gewiß: „Wenn ich dem Jungen helfe, wenn ich seine Schultern stark mache, die Last zu tragen, die der Tod des Vaters riesengroß daraufgelegt hat, dann wird er durchhalten, dann werden wir durchhalten, und Friedrichs verzweifeltes Wort, das er mir vor seinem Tode sagte, wird nicht in Erfüllung gehen."

Sie reichte wieder einem Krupp die Hand. Nur diesmal war es nicht der Mann, sondern der Junge. Und was in dem Händedruck lag, das war nicht wie an jenem Krankenbett der Zweifel und darum nur ein schwacher Trost, es war diesmal die große Zuversicht, die dem mutigen Jungen die Kraft gab, an sein Ziel zu glauben.

„Willst du mir helfen, Mutter? Dann werden wir es schaffen!", so fragte Alfred Krupp.

„Ich werde dir helfen, Junge. Es wird gelingen!", so erwiderte die Mutter.

Da hob es sich in dem vierzehnjährigen Chef der kleinen Gußstahlfabrik. Da wuchs in ihm der Glaube, daß sein Werk gelingen mußte. Denn ein Mensch hatte schon Vertrauen zu ihm, ein Mensch hatte ihm mit solchem Vertrauen schon Mut gegeben; der Mensch, der ihm am nächsten stand und der ihn am besten verstehen mußte: seine Mutter. Die Mutter wußte an dem Abend, an dem sie ihrem Jungen Hilfe versprach, daß sie um den Toten keine Träne mehr weinen dürfe, weil der Lebende und sein Werk sie verlangten. Darum strich sie ihm auch nicht, wie man einem Kinde tut, über die Haare, sondern reichte ihm die Hand, wie man sie einem Kameraden gibt. Das hieß: „Ich glaube an dich, Junge!" In solchem Glauben gelang das Werk.

Besuch im Schwarzwaldhof

Es war kein seltener Besuch, der Zundelmacher Hannes, wenn er beim Schwarzwaldbauern Thoma in Bernau-Oberlehn vorsprach. Das geschah mindestens einmal in jeder Woche und selbst dann, wenn der Hannes wußte, daß er aus seinem Tragkorb nichts verkaufen würde.

Als er eines Spätnachmittags wieder einmal ins Haus trat, vom Peterle, dem Spitz, freudig verbellt, fand er nur die Bäuerin zu Hause. Sie kam ihm grüßend entgegen: „No, was gibt's denn heut', Hannes?"

Der Alte hatte seinen Tragkorb abgesetzt, und es dauerte eine Weile, bis er mit der Sprache herauskam: „Wollt' kein Geschäft machen heut', Thoma Rose. Wollt' halt nur fragen, ob dein Hans wieder ein Bild gemalt hätt', das ich könnt' — ha no, weil ich doch seine Bilder gern an die Wand häng' daheim."

„Möcht'st halt den Hans bitten, ob er dir noch eins malen wollt', gelt?" lachte die Bäuerin Rose Thoma.

„Ja, ja, g'rad so", lachte auch, aber ein wenig verlegen, der Hannes. „Fehlt mir noch ein Bild, weißt, so eine hohe, schwarze Tanne. Und darunter ein Bach, eine helle Wiese mit Blumen, so wie der Hans sie schon gemalt hat. Hab' daheim noch einen freien Fleck an der Wand. Und hab' gedacht, der Thoma Hans könnt' dir wohl noch ein kleines Bild malen. Wollt's auch gern zahlen, Thoma Rose. Nur Geld — freilich, da fehlt's dem Zundelmacher Hannes. Aber sollst Zunder haben, daß du ein Jahr lang kannst Feuer zünden damit. Und Bürsten, dacht' halt, sollst auch eine haben oder zwei. Wenn nur der Hans — und wollt' mir ein Bild malen."

Es war eine lange Rede für den Zundelmacher Hannes geworden. Und er atmete auf, als die Mutter des jungen Malers abwehrte: „Net so viele Wort', Hannes!" Der Junge lasse sich nie lang bitten, er habe ihm doch auch schon ein Bild vom Peterle gegeben.

„Ja", freute sich der Hannes, „und hat mich selber schon abgemalt. Hab's auch hängen daheim. Als wär' ich's leibhaftig. Weißt, Thoma Rose, ist eine große Gottesgnad', die Gabe, die dein Hans vom Herrgott hat bekommen. Kann nie kein schlechter Mensch werden, wer solche Kunst hat. Muß sie heilig halten."

Die Mutter nickte dem Besucher zu: „Der Hans wird sie heilig halten, Zundelmacher, wird sie nie mißbrauchen zu schlechten Dingen. Wie sollt' ich mein eigen Fleisch und Blut net kennen? Der Hans liebt seine Heimat, sein' Schwarzwald! Warum liegt er auf den Wiesen und streift durch die Wälder? Warum sitzt er am Bach und sieht über die weiten Berge, oder unter einer Fichte und träumt?"

Es klang ehrfürchtig, als der Hannes entgegnete: „Er wird noch groß werden, dein Sohn, wenn er die Heimat net vergißt."

Obwohl die Mutter wußte, daß er recht hatte, wehrte sie bescheiden ab: „Er ist noch ein Kind, Hannes, dreizehn Jahr'. Aber ich glaub' dran, wenn er ein Mann ist, wird er net anders sein, gewiß net!"

Als der Zundelmacher Hannes sich verabschiedete, weil schon der Nebel aus dem Tal stieg und er vor Nacht daheim sein wollte, blieb die Bäuerin Rose Thoma in der dämmrigen Stube sitzen. Sie dachte an ihren dreizehnjährigen Jungen und wußte in diesem Augenblick, daß man einst die Bilder, unter denen der Name Hans Thoma stehen würde, überall in Deutschland lieben müsse, wie der Zundelmacher Hannes die Versuche des Dreizehnjährigen schon liebte.



Prinz Eugen

Der Ritter des Reiches



Von Thomas Bruck

Vor dem mittleren der drei breiten Portale des reichverzierten Palastes in der Himmelpfortgasse wartet die in ganz Wien bekannte Karosse mit dem herzoglichen Wappen des Hauses Savoyen. Die graugelben Schimmel, die zu dem fürstlichen Wagen gehören wie der Kutschbock und die silberbeschlagenen Räder, stehen mit gesenkten Köpfen da; es ist als ob sie von den Sorgen ihres Herrn wüßten. Doch plötzlich recken sie die Hälse und schauen rückwärts wie zur Begrüßung des Mannes, der gerade in diesem Augenblick aus dem Tore tritt. Dieser Mann ist weder groß, noch schön, noch jung. Ein wenig nach vorn geneigt setzt er vorsichtig, auf seinen Stock gestützt, Schritt für Schritt. Die Diener öffnen den Wagenschlag und helfen ihrem Herrn in die Karosse. Die Schimmel ziehen an. Das Gefährt rollt durch die Himmelpfortgasse davon. Die Menschen, die in den anliegenden Häusern wohnen, kennen den Hufschlag und das Räderrasseln der Karosse. Sie eilen an die Fenster und grüßen stumm den einsamen Mann, der in die Polster zurückgelehnt im Innern des Wagens sitzt. Auch die Grüße derjenigen, die trotz der Morgenfrühe schon unterwegs sind und beim Nahen des Schimmelgespanns stehenbleiben, sind nicht laut oder jubelnd wie in früheren Tagen.

Der Mann in der Karosse sieht die Grüße nicht. Sein faltenreiches Greisengesicht, von einer graugepuderten Perücke umgeben, ist gelb und welk. Seine Augen — das einzig lebendige in der Erscheinung des Alten — blicken wie starr auf das leere Polster vor ihm. Dann geht ein Zucken durch den Körper des Greises. Die Gestalt strafft sich. Die farblosen Lippen murmeln im Selbstgespräch: „Ohne Sie, Prinz, ist die Armee ein Nichts! Mit Ihnen, Prinz, ist sie unbesiegbar!"

Das sind die Worte, die am Abend vorher der deutsche Kaiser Karl VI. gesprochen hatte. Und der, an den sie gerichtet waren, sitzt jetzt alt und müde in den Polstern seiner Karosse und überdenkt noch einmal das Gespräch des vergangenen Abends. Es ist Prinz Eugen von Savoyen, der greise Reichsfeldmarschall und Ratgeber des Kaisers. Zum großen Leidwesen des Prinzen befolgt der Kaiser nicht alle Ratschläge des Savoyers. Im Gegenteil, er tut oft gerade das Gegenteil von dem, was sein Reichsfeldmarschall ihm vorschlägt.

So hatte Prinz Eugen, der Bezwinger der Türken, der ungeschlagene Sieger von mehr als dreißig Feldzügen, dem Kaiser geraten, sich nicht um die polnische Königskrone zu kümmern. Gegen seine Warnung hatte sich Karl VI. dennoch in den nach dem Tode Augusts des Starken entfesselten Wahlkampf in Polen gedrängt und sich gegen den französischen Anwärter Stanislaus Leszinsky erklärt. Aus dieser Einmischung war es nun — wie Prinz Eugen vorausgesehen hatte — zum Krieg mit Frankreich gekommen. Um die Führung des Krieges war es in der Unterredung mit dem Kaiser am Abend zuvor gegangen. Prinz Eugen sollte trotz seiner 71 Jahre den Oberbefehl über die Reichsarmee führen. Aber der Prinz wußte, wie es um die Armee bestellt war; wie man sie seit dem letzten großen Feldzug vernachlässigt hatte. Aus diesem Grund hatte er diesen Krieg nicht gewollt, und darum wollte er nun auch nicht mit dem Oberbefehl zugleich die Verantwortung für das Gelingen des Feldzuges übernehmen.

„Ohne Sie, Prinz, ist die Armee ein Nichts! Mit Ihnen, Prinz, ist sie unbesiegbar." Diese Worte des Kaisers hatten den Prinzen in der vergangenen Nacht nicht schlafen lassen. Dieser Satz ist es auch, von dem Prinz Eugen jetzt nicht los kann. Der Savoyer weiß, wie wahr der Ausspruch ist. Er weiß, daß der Schrecken seines Namens eine ganze Armee ersetzen kann. Denn an ihm, dem kleinen unscheinbaren Prinzen, der die Uniform des Feldmarschalls trägt, sind alle Generäle und Marschälle, alle Feldherren Europas in den vergangenen dreißig Jahren gescheitert. — Während der Prinz — mit sich und seinem Kaiser unzufrieden — diesen Gedanken nachgegangen ist, hat die Karosse die engere Stadt bereits verlassen. Bergauf geht es im gemilderten Trab jener Anhöhe zu, auf der sich das Sommerschloß des Prinzen, der prächtige Barockbau „Belvedere" mit seinen weitläufigen Parkanlagen erhebt. Dort angekommen, steigt der greise Soldat aus, durchschreitet mit kleinen bedächtigen Schritten die breiten, baumbestandenen Wege, bleibt vor diesem und jenem Wasserspiel stehen und geht schließlich hinein ins Schloß. Viele Stunden verweilt er dort, still und verschlossen, nur mit sich selbst im Gespräch; dann läßt er die isabellfarbenen Schimmel wieder aus den Ställen holen und vor die Karosse spannen. Wieder verneigen sich die Menschen auf den Straßen in stummer Verehrung vor dem Gefährt, in dem der Mann sitzt, der auch diesen neuen Krieg zu einem guten Ende führen soll.

Ins Arbeitszimmer seines Stadtpalais zurückgekehrt, schickt er dann die Nachricht in die Hofburg, daß er den Oberbefehl übernehmen wird; und kaum eine Stunde, nachdem diese Botschaft abgegangen ist, da sammelt sich vor dem Palast in der Himmelpfortgasse die Wiener Bevölkerung, da ertönt das vieltausendfältige „Vivat Eugenius". Und von Männern, Frauen, Kindern, Greisen gesungen braust das Lied auf, das knapp zwanzig Jahre vorher, nach der Eroberung der von den Türken besetzten Festung Belgrad, von einem brandenburgischen Soldaten gedichtet worden war:



Belagerung von Wien durch die Türken

Aufnahmen: Sammlung Handke (2)

Prinz Eugen, der edle Ritter,
Wollt dem Kaiser wiederum kriegen,
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kunnt hinüberrucken
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

Als der Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunnt mit Stuck und Wagen
Frei passieren den Donaufluß;
Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihn'n zum Spott und zum Verdruß.

Am einundzwanzigsten August soeben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türken futragieren,
Soviel man kunnt verspüren,
An die dreimalhunderttausend Mann.

Als Prinz Eugen dies vernommen,
Ließ er gleich zusammenkommen,
Seine General' und Feldmarschall,
Er tät sie recht instrugieren,
Wie man sollt die Truppen führen
Und den Feind recht greifen an.

Bei der Parole tät er befehlen,
Daß man sollt die Zwölfe zählen
Bei der Uhr um Mitternacht.
Da sollt all's zu Pferd aufsitzen,
Mit dem Feinde zu scharmützen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.

Alles saß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerte,
Ganz still rückt man aus der Schanz.
Die Musketier wie auch die Reiter
Täten alle tapfer streiten:
S's war fürwahr ein schöner Tanz.

Ihr Konstabler auf der Schanzen,
Spielet auf zu diesem Tanzen
Mit Kartaunen groß und klein,
Mit den großen, mit den kleinen —
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß sie laufen all' davon.

Prinz Eugenius wohl auf der Rechten,
Tät als wie ein Löwe fechten,
Als ein Generalfeldmarschall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
Halt't euch brav, ihr deutschen Brüder,
Greift den Feind nur herzhaft an!

Prinz Ludewig der mußt aufgeben
Seinen Geist und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugen war sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

Aber der Prinz, zu dem der Gesang und die Rufe bis in die Stille seiner Bibliothek dringen, zeigt sich an diesem Abend nicht. Er sitzt in seinem Sessel, sinnt vor sich hin, grübelt, überlegt, studiert schließlich — zum zehntenmal — die Mitteilungen über den Aufmarsch der Franzosen im Rheintal, vergleicht die Stärke des Feindes mit der des österreichischen Heeres und der aus Truppen anderer deutscher Länder gebildeten Reichsarmee. Als er sich endlich zur Ruhe legt, hat der Uhrzeiger längst jene Stunde, die zwischen der letzten des vergangenen und der ersten des kommenden Tages liegt, umlaufen.

Ein Brief des Soldatenkönigs

Der Mann, der am darauffolgenden Morgen mit der schimmelbespannten Karosse die Himmelpfortgasse verläßt und zum Kaiser in die Hofburg fährt, geht zwar auch auf den Stock gestützt und ein wenig nach vorn gebeugt. Aber seine Augen blicken nicht starr vor sich hin. Sie schauen nach links und rechts durch die Fenster des Wagens, sie erwidern die Grüße, die freudiger und zuversichtlicher von den Menschen dargeboten werden. Der Entschluß, an die Front zu fahren, hat den Feldherrn verjüngt; selbst sein verrunzeltes Gesicht scheint von neuem Leben erfüllt. Der Kaiser atmet auf, als er den Prinzen so sieht. Die verängstigten Grafen, Barone und Hofdamen des Kaiserschlosses nebst den perückentragenden Kanzleioffizieren, die seit Tagen mit furchtbleichen Gesichtern herumliefen, zeigen ein zaghaftes Hoffnungslachen.

„Der Savoyer führt die Armee!" „Der Savoyer geht an die Front!" Diese Gewißheit stößt allen neuen Lebensmut ein, den Großen und den Kleinen, den Hofdamen und dem Volksmann.

Prinz Eugen ist es einerlei, was die am Hofe wünschen. Sein Entschluß, trotz Alter und Krankheit die Beschwerden und die Mühsal eines neuen Feldzugs auf sich zu nehmen, hat er dem Volk zuliebe gefaßt. Dem Volk und dem Reich zuliebe, das jetzt erneut am Rhein bedroht wird.

Am Tage seiner Abreise überbringt der Gesandte Preußens am Wiener Hofe dem Prinzen einen Brief seines Königs. Friedrich Wilhelm I. teilt darin mit, daß seine dem Kaiser für den Feldzug zur Verfügung gestellten Truppen bereits auf dem Marsch nach Baden sind, wo sich das Reichsheer sammelt. Weiter schreibt der König von Preußen, daß er selbst nicht an dem Feldzug teilnehmen könne, da ihn seine Krankheit an Berlin fessele. Er schicke aber seinen Sohn Friedrich, und er bitte den Reichsfeldmarschall, sich des jungen Prinzen anzunehmen. Er, der Vater, hoffe, daß Friedrich in seinem grenzenlosen Hochmut von Prinz Eugen, dem erfahrenen Feldherrn und Staatsmann, etwas von den Dingen lerne, die dem Jüngling, dem mißratenen, bisher fehlten.

Prinz Eugen überfliegt den Brief, ohne besonderes Interesse zu zeigen. Er erklärt dem Gesandten sein Einverständnis. Aber auf der langen Reise donauabwärts, und abends, als er sich zur Ruhe legt, liest er den Brief ein zweites, ein drittes, ein viertes Mal. Dieser kleine Preußenprinz also wird kommen. Derselbe Prinz, den sie an allen Höfen Europas für einen mißratenen Taugenichts, einen schöngeistigen Träumer oder einen kraftlosen Hofknaben halten. Derselbe Prinz, den er seit langem beobachtet hat und der ein ernstzunehmender Spieler auf dem politischen Schachbrett Europas zu werden verspricht.

Prinz Eugen erinnert sich an die Heiratsgeschichte des preußischen Kronprinzen. Friedrich Wilhelm I. wollte seinen Sohn mit einer Braunschweiger Prinzessin, einer Nichte der Kaiserin, verheiraten. Friedrich wehrte sich verzweifelt gegen diese auch von Wien gewünschte Ehe. Man fragte ihn, wen er denn heiraten wollte. Da rückte Friedrich plötzlich mit dem Vorschlag heraus, er wolle statt der Braunschweiger Kaisernichte lieber Maria Theresia, die älteste Kaiser*tochter*, zur Frau haben. Prinz Eugen weiß zwar, daß Friedrich mit diesem Vorschlag in erster Linie der vom Vater befohlenen Heirat entrinnen wollte, aber er erkennt auch den politischen Weitblick und Ehrgeiz des Prinzen. Denn beim Zustandekommen dieser Ehe wäre die österreichische Kaiserkrone nach dem Tode Karls VI. an Preußen gefallen. Eugen hatte damals im Anschluß an diese Heiratsgeschichte über Friedrich folgende Aufzeichnung gemacht: „Unendlich viel liegt daran, diesen jungen Herrn zu gewinnen, der sich dereinst in der Welt mehr Freunde machen wird als sein Vater und ebensoviel Gutes wie Böses vollbringen wird. Man sieht, welch weitschauende Ideen der junge Herr hat. Obwohl diese nur flüchtig und nicht ganz überdacht sind, so fehlt es ihm doch nicht an Lebhaftigkeit und Verstand. Um so gefährlicher aber wird er mit der Zeit für seine Nachbarn werden."

Und dieser junge Herr wird also in diesem Feldzug als Lehrling des Kriegshandwerks zu ihm in die Lehre kommen. Das ist der Gedanke, der den Feldmarschall immer wieder beschäftigt. Um so mehr schmerzt ihn nach der Ankunft im Badischen die unsoldatische Verfassung, in der sich die Armee befindet.

Sein Hauptquartier schlägt Prinz Eugen dann in Bruchsal auf. Von dort aus leitet er, der schlachtengeübte Feldherr, die Truppenbewegungen. Von dort aus bringt er den Vormarsch der Feinde zum Stillstand. Es sind keine schneidigen Schlachten, die geschlagen werden. Keine Husarenstücke entscheiden Sieg oder Niederlage. Nicht die Armee erringt Erfolge; der Name ihres Feldherrn lähmt die Unternehmungslust des Gegners. Der Prinz weiß es und stellt diesen Vorteil mit in seine kriegerische Rechnung. Erfahren, abgeklärt, überlegen, täuscht er den Gegner, rückt ihm zu Leibe, trifft ihn empfindlich, ruft Schrecken und Verwirrung hervor und schafft so die Grundlage für einen günstigen Frieden.

Der Achtzehnjährige in Versailles

Dort in Bruchsal empfängt der Reichsfeldmarschall auch den Preußenprinzen. Er hat für diese erste Unterredung mit Friedrich eine Stunde gewählt, in der die Dämmerung bereits in die Nacht getaucht ist. Schwach dringt das Mondlicht durch die Wolken auf die Erde und beleuchtet gespenstisch das Feldlager. Prinz Eugen sitzt allein in seinem Zelt. Ihm ist unbehaglich und feierlich zugleich zumute. Wie oft schon sind ihm Kron- und Erbprinzen während seiner zahllosen Feldzüge ins Lager geschickt worden, damit er sie in der Kunst der Kriegführung unterweise. Aber dieses Mal fühlt er sich befangen. Es ist beinahe die gleiche Befangenheit, die ihn vor nunmehr über fünfzig Jahren in Versailles befallen hatte. Damals war er, Eugen von Savoyen, ein junger, unscheinbarer Prinz am Hofe des französischen Sonnenkönigs gewesen. Man hatte ihm die geistliche Laufbahn aufzwingen wollen. Aber der Achtzehnjährige hatte aufgetrotzt und die Priesterkutte von sich gewiesen. In der Tracht eines jungen Edelmannes war er vor König Ludwig XIV. hingetreten und hatte ihn — bittend, flehend, fordernd — um eine kleine Kompanie, um eine bescheidene Leutnantsstelle im großen Heer der Franzosen gebeten.

Der Greis sieht die Szene wieder vor sich. Er sieht den König, strahlend, glänzend auf der Höhe seines Thronsessels,

von Uniformen, Ordensschnallen und Perücken umgeben. Er hört sich selbst seine Bitte vortragen, und wieder erscheint das mitleidig verächtliche Lächeln im geschminkten Gesicht des Sonnenkönigs: „Ich will Sie nie wieder so sehen, Prinz. Tragen Sie das Gewand, das jungen Geistlichen zukommt." Verletzend, kränkend formen die königlichen Lippen diesen Satz. Eine Handbewegung noch — und der Prinz von Savoyen ist entlassen, seine Audienz beim König beendet.

Prinz Eugen denkt jetzt ohne Schmerz an diese häßliche Szene, die der Anlaß zu seiner Flucht aus Frankreich gewesen war. Er hat dem hochmütigen König, den jetzt schon seit Jahren die Kühle seiner Familiengruft umgibt, in zahllosen Schlachten, durch vernichtende Niederlagen der französischen Armee, die Antwort auf diese Kränkung gegeben. Eine einmalige großartige Antwort! Aber er empfindet auch darüber heute kaum noch Triumph. Das alles liegt unendlich weit zurück. Die kleinen Sorgen damals um das persönliche Ich sind längst untergetaucht im Meer jener anderen großen Sorgen, die den Prinzen beunruhigen. Prinz Eugen sorgt sich um das Reich. Um das Reich, dessen Feldmarschall er ist.

Während die Gedanken Eugens in die Erinnerung zurückeilen, während die Bilder der drei Kaiser, denen er gedient hat, vor ihm aufsteigen, ist Kronprinz Friedrich im Hauptquartier eingetroffen. Der Preuße, zweiundzwanzigjährig, ist von einer brennenden Neugierde erfüllt. Es ist die Neugierde des jungen tatenlustigen Lehrlings auf seinen großen erfahrenen Meister; die Neugierde der selbstbewußten Jugend auf das Alter, das ihr verehrungswert erscheint. Er wird also den Savoyer sehen! Den Sieger von Belgrad und Peterwardein. Den Bezwinger des Sonnenkönigs, den Befreier von der Türkengefahr, den größten Feldherrn des Kontinents. Er wird den „edlen Ritter" sehen, der trotz der Unordnung, die jetzt an vielen Stellen im Heere herrscht, Niederlagen zu vermeiden weiß.

Friedrich übersieht diese Schwächen nicht. Erst vor wenigen Tagen hat er darüber an seinen Freund, den preußischen Obersten de Camas, geschrieben und dabei auch auf die Kriegführung des Savoyers angespielt. „Der gegenwärtige Feldzug", so hieß es in dem Brief, „ist eine Schule, in der man aus der Verwirrung und Unordnung, die in diesem Heere herrscht, manches lernen kann. Er verlief unrühmlich genug, und Männer, die zeitlebens gewohnt waren, Lorbeeren zu pflücken, haben dieses Mal keine gefunden."

Gespräche im Feldherrnzelt

Der einsame Mann im Feldherrnzelt wird durch eine seiner Ordonnanzen von der Ankunft Friedrichs unterrichtet. Er läßt den jungen Prinzen sogleich zu sich bitten. Wenige Minuten später teilen sich die Vorhänge, die das Zeltgemach des Prinzen abgrenzen. Zwei Männer stehen sich gegenüber. Beide klein und auf den ersten Blick unscheinbar; aber beide mit jenem Blick, der vom eisernen Willen und der Tatkraft des Genies Kunde gibt. Die beiden Männer tauschen nicht die übliche Fülle unnötiger Höflichkeitssätze aus. Sie kommen schon nach wenigen Minuten auf das Wesentliche.

Der Savoyer spricht zum jungen Friedrich nicht wie der Meister zum Lehrjungen. Seine Worte klingen mehr wie die eines besorgten Vaters zum herangewachsenen Sohn, der sich seine eigenen Aufgaben gestellt hat:

„Ihr Vater wird Ihnen dermaleinst ein großes Erbe hinterlassen, ein deutsches Erbe, kein preußisches, kein brandenburgisches, Kronprinz!" Der junge Friedrich zögert mit der Antwort. Er möchte dem Savoyer sagen, daß es eher ein preußisches als ein habsburgisches Erbe ist. Er möchte ihm sagen, daß in seinem Herzen die Sorge um Brandenburg-Preußen größer ist als die Sorge um jenes sagenhafte Reich, das der Kaiser wiederholt seinen habsburgischen Interessen preisgegeben hat. Aber da hört er schon wieder die eindringliche Stimme des Reichsfeldmarschalls:

„Meine Wiege stand nicht in Deutschland. Sie wurde in Paris von französischen Ammen geschaukelt. Die Heimat meines Vaters lag jenseits der Alpen. Meine Jugend war überschattet vom Hof des Königs von Frankreich. Österreich wurde meine Zufluchtsstätte. Sie werden sich daher wundern, Prinz, daß ich Ihnen vom Reich spreche. Aber das Reich ist zu meiner eigentlichen Heimat geworden, nicht Frankreich, nicht Italien, nicht Österreich. Dem Reich habe ich gedient und dem Reich gelebt. Sie werden mich fragen: Was ist das „Das Reich"? Und Sie würden an meiner Statt sich selbst antworten: „Ein lebensunfähiges, in viele Kleinstaaten zerrissenes Gebilde, an dessen Spitze ein Kaiser steht, der sich häufig mehr um Spanien und Italien kümmert als um Deutschland. Ein Kaiser, dem die



Fürsten wiederholt den Dienst aufsagten und gegen den sie sich mit den Feinden des Reiches verbündeten." Ich aber sage Ihnen, Prinz: Das ist nicht das Reich! An den deutschen Fürstenhöfen kennt man nur Bayern oder Sachsen, oder Preußen, oder Braunschweig, oder Österreich, oder wie die ungezählten Fürsten- und Herzogtümer alle heißen. Der Bauer aber, der den Pflug durch deutsche Erde führt, der Handwerksmann, der Tag für Tag in seiner Werkstatt schafft, er hegt und pflegt den Glauben an das Reich. Der Bauer will nicht Bayer oder Österreicher sein und auch nicht Preuße, Prinz: Er spricht deutsch und er denkt deutsch, auch wenn das Reich nicht sichtbar in Erscheinung tritt wie jetzt!"

Friedrich hört die Worte des greisen Prinzen, des großen Kriegers für das Reich, von dem er nun so leidenschaftlich spricht. Friedrich, der junge Kronprinz von Preußen, antwortet, leidenschaftlich wie Eugen, klar, sicher und entschlossen. Er spricht von dem Preußen, das er schaffen will, vom großen Preußen, das zum Bollwerk des Reiches in Ost und West werden soll.

Jetzt ist es Eugen, der zuhört, der wohl versteht, was dieser junge Kronprinz mit dem „großen Preußen" meint. Noch überlegter als zuvor setzt er seine Worte, die er dem Jüngling dann erwidert. Sie gipfeln in der Mahnung, die Prinz Eugen beschwörend in des Preußen zielbewußtes Hirn zu hämmern sucht: „Vergessen Sie niemals das Reich, Prinz Friedrich. Das große Reich, die wahre Heimat aller, die deutscher Zunge sind!"

Und wie an diesem Abend sitzen die beiden Männer nun häufig im engen Zelt des Feldmarschalls. Was sie besprechen, bleibt Geheimnis zwischen diesen beiden Großen der Geschichte. Doch als der Kronprinz schließlich wieder nordwärts reist, da setzt der alte Marschall, zweiundsiebzigjährig, sich hin und schreibt dem Kaiser sein Vermächtnis nieder; er mahnt den Kaiser, dem Reich zum Wohle den Preußenkönig enger als zuvor ans Kaiserhaus zu binden. Und weiter will der Marschall: Bayern soll durch Verheiratung des Erbprinzen mit der Kaisertochter das Land Österreich vergrößern, und beide sollen so für alle Zeiten als Kernstück Deutschlands reichsgebunden werden.

Doch Karl VI. läßt den Prinzen von Savoyen ohne Antwort. Die Staatsschrift liegt unerfüllt im Aktenschrank des Kaisers. Enttäuscht kehrt Prinz Eugen aus dem Feldzug heim nach Belvedere. Ein ungeschlagener Krieger, ein unverstandener Staatsmann. Er hat in den großen blauen Augen des jungen Preußenprinzen wie in einem offenen Geschichtsbuch gelesen. Er weiß, welch traurige Zeiten dem Reich noch bevorstehen. Er hat versucht, das Schicksal zu wenden. Vergebens.

Ein Jahr nach dieser Heimkehr geht der greise Reichsmarschall ein in jenes Reich der Schatten, in dem es keine Zerrissenheit mehr gibt. Der Kaiserhof läßt ihn mit königlichem Gepränge beisetzen. Das Volk trauert, beklagt im Norden und Süden, im Osten und Westen des Reiches seinen „edlen Ritter", der auf dem Schlachtfeld unbesiegt, als Staatsmann aber unverstanden von der Zeit, vom Reiche Abschied nehmen mußte.

Unser großes deutsches Vaterland



Einige Zahlen:

Um 800 ist die Ostmark errichtet worden zur Sicherung des Reiches gegen Awaren, Magyaren und Ungarn.

996 kommt der Name Österreich zum ersten Male vor.

1556 wurde Wien deutsche Kaiserstadt.

1529 und 1683 berannten die Türken vergebens die Stadt Wien.

1804 nahm Franz I. den Titel eines österreichischen Kaisers an.

1806 entsagte er der deutschen Kaiserwürde.

1918 endet das Kaiserreich Österreich.

Am 13. März 1938 kehrt Österreich zum Reich zurück.

Wußtest du das schon?

Österreich ist der zweitgrößte Gau Deutschlands. Es ist 5,5mal so groß wie Sachsen. (Preußen = 293 000 qkm, Österreich = 84 000 qkm, Bayern = 76 000 qkm.)

Österreich hat 6,7 Millionen Einwohner, d. i. ein Zehntel der Bevölkerung Deutschlands.

Österreich besteht aus neun „Ländern": Wien, Burgenland, Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Tirol, Vorarlberg.

Wien ist die zweitgrößte Stadt Deutschlands mit 1,9 Millionen Einwohnern.

Wien hat die älteste Universität Deutschlands, 1365 gegründet.

Ober-Gurgl ist der höchstgelegene Ort Deutschlands, liegt 1927 m hoch.

Der Großglockner in den Hohen Tauern ist Deutschlands höchster Berg, 3800 m hoch.

Über den Brenner, d. i. „Berg", führt der am meisten benutzte Weg nach Süden, nach Rom.

Die erste Bahnlinie, die die Alpen überquerte, ist die über den Semmeringpaß, 1854 erbaut.

Der längste deutsche Tunnel ist der Arlbergtunnel in 1300 m Höhe. Er ist 10270 m lang.

Die reichsten Bleierze Europas sind in Kärnten mit dem Hauptort Klagenfurt.

Die größten Salzwerke hat Hallein im Salzkammergut.

Österreich ist der größte Magnesiterzeuger Europas. (Magnesit wird zu Bittersalz, zu feuerfesten Ziegeln u. a. verwendet.)

Das meiste Eisen wird vom Erzberg bei Eisenerz gewonnen. Dieser Berg besteht ganz aus Eisen und ist 1540 m hoch. Hier ist übrigens der älteste Bergbau. Er wurde schon von den Römern betrieben.

40 v. H. der Fläche Österreichs ist mit Wald bestanden, d. i. reichlich zweimal soviel wie die Fläche Sachsens. – Deutschland hat „nur" 25 v. H. seiner Fläche Wald.

Die Donau ist der größte Strom Deutschlands.

Die größte Stadt der Alpen ist Graz an der schiffbaren Mur in der Steiermark mit 153 000 Einwohnern.

Der größte See Österreichs ist der Neusiedler See im Burgenland, sein größter Alpsee ist der Attersee (Kammersee) in den Salzburger Alpen.

Österreich hat rund 1000 Gletscher – Deutschland bisher nur einen!

Allein in den Ötztaler Alpen gibt es ungefähr 100 Gipfel über 3000 m.

100 neue Pflanzen aus Österreich (Zerreiche, Schwarzkiefer, Tatarischer Ahorn, Perückenbaum, Gemswurz, Blasenschote u. v. a.) bereichern nun die deutsche Pflanzenwelt.

Bekannt sind Wiener Walzer, Wiener Lieder, Wiener Moden, Wiener Strickwaren, daneben Wiener Schnitzel, Würstchen, Backwaren.

Der bekannteste Dichter des Mittelalters ist Walter von der Vogelweide. Er lebte in Österreich.

Das stolzeste Heldenepos der Deutschen, das Nibelungenlied, ist hier verfaßt.

Deutschland dehnt sich nun neu von Nord nach Süd über 9 Breitengrade, das sind 1000 Kilometer.

Deutschland grenzt neu an den kleinen Staat Liechtenstein und im Süden an Italien, Jugoslawien und Ungarn.

Deutschland ist nun – abgesehen von Rußland – der an Raum (555 000 qkm) und Bevölkerungszahl (75 Millionen Menschen) größte Staat in Europa, ist größer als 1914!



Kleine Geschichten um Beethoven

Ein heller, lachender Frühlingstag liegt über Wien. Dennoch aber strömen in Richtung zum Währinger Friedhof Hunderte von Menschen, denen ehrliche Trauer und tiefstes Mitgefühl anzusehen sind. Sie tragen heute, am 29. März des Jahres 1827, einen ihrer größten und begabtesten Mitbürger zur letzten Ruhe.

Ludwig van Beethoven ist gestorben.

Mitten unter den vielen trauernden Menschen steht arg bedrängt ein Fremder und ist verwundert über den riesigen Andrang und die überwältigende Fülle. Was mag hier nur los sein?

Schließlich wendet er sich an eine am Wege sitzende Hökerfrau und fragt sie, was dieser große Menschenandrang bedeute. Die schaut ihn erst verdutzt an und antwortet dann: „Das wissen's nicht? Den General der Musik tuns halt begraben."

Mit diesen einfachen Worten erklärt sie dem Fremden unbewußt die Stellung des großen Verstorbenen, an dessen Grabe die Welt weinte. Ludwig van Beethoven war ein großer Deutscher, dessen Name mit seiner Musik weltberühmt wurde und noch heute ist — und für die Ewigkeit bleiben wird.

Schon als der siebzehnjährige Beethoven nach Wien reist, um bei dem großen Meister Mozart Unterricht zu nehmen, gibt er einen Beweis seines großen Könnens und seiner Begabung. Beethoven muß Mozart vorspielen. Wohl war er schon ein guter Klavierspieler, dennoch aber verzog Mozart während seines Vortrages keine Miene. Vielleicht sagte er sich: Da kann man noch nicht viel erkennen. Das kann angelerntes Spiel sein.

Plötzlich klangen andere Weisen auf. Beethoven hatte die Abneigung des Meisters gespürt und spielte nun frei, irgendein Musikstück, das er selbst erfand. In dieser Musik lag Schwung und Begeisterung. In diesen Tönen lag ein unerhörter Melodienreichtum, klang tiefstes Musikempfinden, das Mozart innerlich packte und mitriß. Da konnte selbst der große Meister Mozart seine Verwunderung und seine Anerkennung nicht zurückhalten. Offen und ehrlich sagte er zu einigen anwesenden Freunden: „Kinder, auf den gebt acht. Der wird einmal in der Welt von sich reden machen!"

Bald darauf aber mußte Beethoven seinen Wiener Aufenthalt abbrechen. Eine Mitteilung rief ihn an das Sterbelager der geliebten Mutter. Als er später nach Wien zurückkehrte, erwartete ihn neue und überwältigende Arbeit. Unter Josef Haydns Leitung vervollkommnete er sein Wissen um die Komposition. — Ludwig van Beethoven war einer der fleißigsten und unermüdlichsten Schaffenden seiner Zeit. Überall, wo er sich befand, sah man ihn, ob morgens, mittags oder abends, über ein Papier gebeugt eifrig Notizen machen. Ihn störte die Umwelt keineswegs in der Arbeit, und es kam vor, daß er mitten im Trubel eines Gasthauses oder der Unterhaltung seiner Freunde aus seiner Tasche ein Merkbuch holte und darin schrieb.

Der Schriftsteller Braun von Braunthal berichtet, daß er einmal in Gesellschaft Schuberts Beethoven bei einem Glas Bier beobachtete, wie er, aus einer langen Pfeife rauchend, plötzlich ein Heft hervorholte, die Augen nachdenklich und sinnend verschloß und dabei verschiedene Aufzeichnungen machte.

„Was tut er?" Mit dieser Frage wandte sich von Braunthal an Schubert. — „Er komponiert", war die Antwort.

„Aber er schreibt doch Worte. Nur Worte. Ich sehe keine einzige Note." Schubert nickte: „Das ist so seine Art. Er zeichnet mit Worten die Handlung und den ideenmäßigen Aufbau seiner Tonstücke auf. Nur hin und wieder setzt er zu seiner eigenen Kenntnis ein paar Noten dazwischen."

Aus der Zeit, in der Haydn und Beethoven eng miteinander verbunden waren, wird folgende nette und doch so lehrreiche Geschichte berichtet:

Irgend jemand hinterbrachte Haydn eine abfällige Bemerkung, die Beethoven über ihn und sein Schaffen gemacht haben sollte. Das kränkte den Meister tief, so tief, daß er wochenlang keine rechte Luft zur Arbeit hatte.



Beethovenhaus in Wien, Kahlenbergstraße 26



Beethoven bei Mozart

Schweigend und voller Zorn trug er die ihm angetane Kränkung mit sich herum. — Eines Tages aber, als einige seiner Freunde ihm allzu große Loblieder auf Beethoven sangen und alles, alles lobten, was Beethoven geschaffen, mußte und wollte er seiner Wut freien Lauf lassen.

„Ich weiß nicht, was ihr immer mit diesem Beethoven habt?" schalt er. „So groß ist doch der Kerl wirklich nicht. Was hat er denn schon geleistet?"

Die Freunde waren ehrlich verblüfft und ließen sich ihre Verwunderung anmerken. Damit reizten sie den erbitterten Meister aber nur noch mehr. Dröhnend hieb er mit der Faust auf den Tisch:

„Was glotzt ihr mich so an? Ich fragte euch: Wer ist denn schon dieser Beethoven? Na und? Wer ist er denn? Was hat er denn schon geleistet?"

Erregt rannte Haydn im Zimmer auf und ab.

„Es ist einfach lächerlich, wie die ganze Welt auf dem Bauche herumrutscht vor so einem — na, sagen wir bestenfalls — Modekomponisten. Das ist mir zuwider, wirklich zuwider."

Erstarrt lauschten die Freunde den Worten des Erbosten. „Die paar Sonaten, die er geschrieben hat — na ja, die sind ja ganz nett! Es ist schon anständige Arbeit dabei, natürlich. Aber schließlich hat ja jeder von uns schon ein paar solche Dinger geschrieben . . ."

Haydn dachte nach: „Na und dann die Appassionata! Da sind ja auch sehr nette Takte drinnen. Das stimmt schon.

Oder vielleicht das Violinkonzert. Tja, da kann man kaum etwas gegen sagen. Hm, das ist ja eigentlich in seiner Art vollkommen."

Plötzlich leuchteten die Augen des Meisters auf: „Und, Freunde, kennt ihr die Eroika — die herrliche Eroika?

Das ist einfach göttlich!"

Weit breitete Meister Haydn seine Arme aus, schloß die Augen und bewegte sich nach dem Takt der göttlichen Musik Beethovens, die in ihm klang. Ganz verloren in Andacht, Ergriffenheit und heiliger Begeisterung stand er inmitten seiner Freunde. Vergessen war der Groll auf Beethoven und die Kränkung, die ihm angetan worden. Die Gewalt der Musik ließ alles vergehen und vergessen.

*

Wie schuf der große Komponist seine unsterblichen Werke? Das ist eine Frage, die jedem Musikfreund am Herzen liegt und deren Beantwortung nicht allzu schwer ist.

Beethoven war ein äußerst fleißiger Arbeiter. Nie gönnte er sich Ruhe. Wo er ging und stand, war er mit seiner Musik beschäftigt. Der Komponist selber hat seine Arbeitsweise einst dem Hofkapellmeister Schlösser berichtet.

„Ich trage meine Gedanken", so äußerte er sich, „lange, oft sehr lange mit mir herum, ehe ich sie niederschreibe. Dabei bleibt mir mein Gedächtnis so treu, daß ich sicher bin, ein Thema, das ich einmal gefaßt habe, selbst nach Jahren nicht zu vergessen. Ich verändere manches, verwerfe und versuche aufs neue, solange, bis ich damit zufrieden bin."

Auf die Frage des Hofkapellmeisters, woher er seinen unerschöpflichen Reichtum an neuen Einfällen nehme, antwortete Beethoven: „Das vermag ich mit Zuversicht nicht zu sagen. Sie kommen ungerufen, unmittelbar, ich könnte sie mit Händen greifen, in der freien Natur, im Walde, in der Stille der Nacht, am frühen Morgen, angeregt durch Stimmungen, die sich bei dem Dichter in Worte, bei mir in Töne umsetzen. Klingen, brausen, stürmen, bis sie endlich in Noten vor mir stehen."

Dieser von inneren Stimmen aufgewühlte Meister ist uns oft geschildert worden. Karl Czerny, der Schüler Beethovens und spätere Lehrer Liszts, berichtete darüber:

„Oft stand er um Mitternacht auf und erschreckte seine Nachbarn mit den schrecklichsten Akkorden, mit Poltern, Singen usw. Seine Stimme war beim Singen ganz abscheulich."

Ein anderer Schüler, Ferdinand Ries, erzählte, daß selbst bei Spaziergängen die Phantasie des Meisters nicht ruhte, sondern äußerst rege war.

„Einmal", so berichtet Ries, „bei einem Spaziergange, auf dem wir uns verirrten, daß wir erst um acht Uhr nach Döbling, wo Beethoven wohnte, zurückkehrten, hatte er den ganzen Weg über für sich gebrummt oder teilweise geheult, immer herauf und herunter, ohne bestimmte Noten zu singen. Auf meine Frage, was es sei, gab er zur Antwort: Da ist mir ein Thema zum letzten Allegro der Sonate eingefallen (in F-Moll, Opus 57).

Als wir in das Zimmer traten, lief er, ohne den Hut abzunehmen, ans Klavier. Ich setzte mich in eine Ecke, und er hatte mich bald vergessen. Nun tobte er mindestens eine Stunde lang über das neue, so schön dastehende Finale dieser Sonate. Endlich stand er auf, war erstaunt, mich noch zu sehen, und sagte: Heute kann ich Ihnen keinen Unterricht mehr geben, ich muß noch arbeiten. So ging ich dann."

Beethoven war beim Schaffen oft selbst zu Tränen gerührt. Unermüdlich arbeitete er bis in seine letzten Tage. Ende des Jahres 1826 schrieb er an seinen Freund Wegeler: „Es heißt bei mir: Nulla dies sine linea (Kein Tag ohne Linie). Ich hoffe noch einige große Werke zur Welt zu bringen und dann, wie ein altes Kind, irgendwo unter guten Menschen meine irdische Laufbahn zu beschließen."

Das war Beethoven, der gewaltige Kämpfer, der Mensch im Streit mit sich selbst und der Welt. Das war Beethoven, dessen Wort wir in uns aufnehmen wollen:

„Ich kenne keine anderen Vorzüge des Menschen als diejenigen, welche ihn zu den besseren Menschen zählen machen. Wo ich diese finde, dort ist meine Heimat."

—g—

Aufnahmen: Historiafoto (2), Sammlung Haucke (2)



Der Meister spielt einem blinden Mädchen vor

Die Saat geht auf!

Österreich ist heimgekehrt zum Reich. Jubelnd wurde es begrüßt. „Ein Volk, ein Reich, ein Führer" hieß das Bekenntnis aller Deutschen bei der großen Volksabstimmung am 10. April d. J. Nur einen kleinen Teil des großen Leidensweges schildern diese Erzählungen eines österreichischen SA.-Mannes; aber sie sind uns eine teure Erinnerung an die vergangene Kampfzeit.

Der Pflug geht über deutsche Erde und bereitet den Boden vor für neue Saat.

Geborgen ist der goldene Regen. — Der Bauer hat sein Gut dem Boden anvertraut. — Nächtliche Stille fällt über Flur und Wald.

Da huschen dunkle Schatten lautlos über die mondbeschienenen Fluren.

Geräuschlos werden Pflöcke geschlagen und Schnüre gespannt; dann geht zum zweiten Male der Sämann über die Felder und Wiesen. — Der Morgen graut. — Vorüber ist der nächtliche Spuk. — Still und friedlich liegt die bebaute Erde in der Sonne.

Und die Zeit geht ins Land. Die braune Ackerscholle grünt, und langsam, erst zart, dann immer kräftiger sprießen aus dem hellen Grün der jungen Saat saftgrüne Flecken hervor, verbinden sich zu Strichen und endlich zu Runen. „Trotz Verbot nicht tot" und „Her zu Hitler", begleitet vom Hakenkreuz, dem tausendjährigen Sonnenzeichen unserer Vorväter, leuchten hervor.

Wohin der Wanderer blickt, überall in Feld und Flur begegnet er diesen Zeichen — anvertraut unserer Erde, damit sie Protest einlegen gegen Not und Unterdrückung, gegen Trennung von Volk und Land.

Mondscheinpartie!

Wochenlang haben fleißige Hände in aller Stille Hakenkreuze aus Holz gezimmert, ein Fuß im Geviert. An die 5000 sind es. Am Wörther See sollen sie ausgesetzt werden, weil unsere Höchsten der Bundesregierung dort Erholung suchen.

Um 6 Uhr abends Alarm. Unauffällig sammeln sich die Scharen an den Alarmplätzen, erhalten kurze Weisung, wohin sie sich zu begeben haben, und setzen sich in Marsch, aufgeteilt natürlich, jeder für sich auf den verschiedensten Wegen. Jeder weiß nur die Zwischenstation, keiner das Endziel und den Zweck.

An verschiedenen Punkten des Seeufers werden wir von unseren Führern erwartet, bekommen Geld zum Mieten von Booten, und stechen, vorsichtig und in Abständen, in See.

Inzwischen ist es Nacht geworden. Wir sehen nichts als den Bug unseres Bootes. In der Nähe hört man vorsichtiges Rudergeräusch anderer Boote. Als Ziel haben wir nur unsere Bussolenrichtung. Irgendeine Waldbucht vor uns soll das Ziel sein.

Der Mond geht auf und beleuchtet taghell die silbern schimmernde Seefläche. Auf viele Kilometer ist die Sicht klar. Ein wunderbarer Anblick, aber gefährlich für unsere Aktion. Auf gleicher Höhe mit uns steuern noch zwei Boote, scheinbar dem gleichen Ziele zu; weit hinter uns sind noch andere sichtbar. Wir wissen nicht, ist es Freund oder Feind. Das Erkennungszeichen des Sturms als Lichtsignal zu geben, ist uns verboten. Man sieht es zu weit und würde auf unsere Flottille aufmerksam. So müssen wir eben auf gut Glück weitermachen. Vorläufig sind wir ja noch harmlose Mondanbeter und haben noch keine „Konterbande" an Bord. Unser Gewissen ist „rein".

Die Stunden vergehen im eifrigen Rudern. Da flitzt ein flinkes Klepperboot lautlos auf uns zu. Wir erspähen es erst im letzten Augenblick, weil es so tief im Wasser liegt.

Wir erkennen unseren Sturmführer, er nennt das Kennwort und legt bei.

„Zehn Bootslängen links vom Waldeck liegt ein Landesteg im Dunkeln. Dort liegen Pakete für euch. — Einladen, dann auf Maria Wörth, Bussolenrichtung 182 Grad, zusteuern bis auf 100 Schritt vom Ufer; die andern folgen in Abständen. Auf das Lichtzeichen —.— die ersten Zeichen aussetzen und langsam losfahren, seeabwärts. Langsam aussetzen, nicht streuen, alles übrige besorgt die Strömung. Von Velden bis Maria Wörth arbeiten die Veldener. Alles verstanden? — Dann los! — Glückauf! Daß sich keiner fangen läßt, und wenn, dann Maul halten!"

Der Befehl ist kurz und klar, wie wir es gewohnt sind. Wir führen ihn durch. Gegen Mitternacht beobachten wir, wie sich die Kette hinter uns schließt und die ganze Breite des Sees überspannt. Das Faltboot des Sturmführers fährt voraus und gibt die vereinbarten Lichtzeichen.

Wir setzen die ersten Hakenkreuze sorgsam aufs Wasser und fahren los; still treiben die Zeichen neben uns.

Stunden vergehen, bis wir unsere „Ware" abgesetzt haben. Nachmal werden wir unruhig, gespannt, sind auf dem Sprung, die ganze Ladung zu versenken, denn ein Motorboot nähert sich mit dröhnendem Motor unserem Fahrzeug, seine Scheinwerfer strahlen uns an. Doch wie es näher kommt, erkennen wir den roten Streifen in der Positionslaterne und sind beruhigt. Unser „Patrouillenboot" ist es, das uns vor Überraschungen schützen soll und unseren Rückzug decken muß, wenn es schief geht.

Dampfer, die mit Musik, Lampions und fröhlichen, lachenden Menschen eine Mondscheinfahrt machen, überholen uns. Von Bord winken uns Fahrgäste, in den Händen triumphierend unsere Hakenkreuze schwenkend.

Wir führen unsere Boote ab. Es fällt nicht weiter auf, weil noch viele Mondanbeter zu so später Stunde auf dem Wasser sind.

Im Morgengrauen kriechen wir in die Klappe, hundsmüde, aber hochbefriedigt.

Am Tage treibt uns die Neugierde zum See. Überall treiben noch unsere Werbemittel, von den Badenden stets mit Jubel begrüßt. — Die Gendarmerie bekommt einen fürchterlichen Rüffel von ganz oben, weil die Pörtschacher und Reifnitzer Bucht, wo die höchsten Systemtiere hausen, bedeckt sind von Hakenkreuzen und den hohen Herren das Baden verleidet.

Nun müssen die braven Beamten hinaus auf den See, mit Stangen und Rechen bewaffnet. Dort angeln sie im Schweiße ihres Angesichtes nach Hakenkreuzen, harmlosen Holzzeichen, gerudert von ihren nicht minder schwitzenden Kollegen.

Der Strand biegt sich vor brüllendem Lachen. Es gibt Bilder für die „Fliegenden Blätter". Überall wird geknipst. Die armen Kerle fühlen sich gar nicht wohl in ihrer Haut und stöhnen: „Wie viele sind's noch?" Wir könnten es ihnen verraten, wenn wir wollten; aber wir hüten uns.

Heiteres auf dem Eise!

Mit Spannung erwartet die Bevölkerung unserer Stadt das Eishockeyspiel Kanada gegen unseren Sportklub. Selbst wer nicht Sportler war, ging hin aus Lokalpatriotismus.

Eine Zusammenballung von Menschen und obendrein ausländische Gäste sind uns willkommene Gelegenheit zur Propaganda. Wir wollen den Herrschaften wieder einmal klarmachen, daß wir leben.

Groß ist die Empörung in den „vaterländischen" Kreisen. Als die Tiefstrahler auf dem Eisplatz aufleuchteten, heben sich von der spiegelnden Fläche dunkelblaue Hakenkreuze und die Inschrift: „Her zu Hitler" in wundervoller Klarheit ab. Ja, das chemische Laboratorium hat gut gearbeitet. Wieder einmal schreibt die „Schwarze Tante": „Der Erfindungsgeist der Nationalsozialisten wäre einer besseren Sache würdig." Nur Geduld, liebe Tante, es kommt noch besser, du wirst staunen.

Das Vorspiel ist schon im Gange. In dem schmalen Gäßchen vor dem Sportplatz stehen zwei junge Leute. Neben ihnen im Torbogen liegen Pakete. Sie scheinen ratlos. Irgend etwas muß nicht klappen. Ich schlendere gemütlich näher und bitte um Feuer. Einer flüstert mir zu: „Sturmführer, die Polente hat Lunte gerochen, sie passen auf, wir kommen nicht rein." Hinein aber müssen wir, es wäre schade um den Spaß. „Aufgepaßt,

Leute! Ich gehe hinein. Auf mich geht die Polizei sicher los wie die Fliegen auf den Leim. Während sie mich untersucht, geht ihr hier über die Mauer."

„Und wenn sie dich dann fangen?"

„Mich fangen sie nicht, ich besorg mir schon ein Alibi bei der Polizei selber. Los, abhauen!"

Alles klappt programmgemäß. Kaum beim Eingang gesichtet, bin ich schon umringt. Alle Aufmerksamkeit vereint sich auf meine Person. Ein neckisches Spiel und Gegenspiel entspinnt sich.

„Ja, was machen denn Sie da?"

„Na, was man bei so einem welterschütternden, sportlichen Ereignis eben macht: zusehen!"

„Sie haben sich aber nie für Eissport interessiert?"

„Eigentlich nicht, es ist nur Lokalpatriotismus, der mich hertreibt. Haben Sie etwas dagegen?"

„Was habt Ihr denn wieder für Schweinerei vor?"

„Wer Ihr?"

„Wo Sie auftauchen, ist meistens was los. Na, auskommen werden Sie uns heute nicht."

„Hab' ich auch nicht die Absicht, ich fühl mich im Gegenteil ganz wohl in eurer Gesellschaft, ich könnt mir das Leben ohne euch überhaupt nicht mehr vorstellen. Hat einer Feuer für mich. Nur eine Zigarette, kein Pöller!"



So geht das neckische Spiel weiter. Wir verstehen uns immer besser. Mit einem Male starre Gesichter um mich. Klar und voll klingt das „Horst-Wessel-Lied" über den Platz. Verzweifeltes Suchen, aus welcher Richtung das staatsgefährliche Lied kommt. Jetzt haben sie das alte, unschuldige Grammophon erblickt, stürzen darauf los, kommen auf drei Schritt heran. Da — ein ohrenbetäubender Krach, Rauch und Flammen, und in tausend Fetzen fliegt die Maschine. Entsetzt stiebt alles auseinander. Ein Polizist schnaubt mich an: „Ich hab es ja gewußt." Ich lach ihm freundlich ins Gesicht: „Mensch, haben Sie doch Humor, mir gefällt der Spaß glänzend. Auf Wiedersehen!"

Auf der Straße schlendern zwei Leute an mir vorbei. Ihre Gesichter strahlen auf mein gedämpftes: „Nix is gschegn."

Trotz Verbot nicht tot!

Uniformverbot!

Ein Schrei der Entrüstung geht durch Österreich! Damit will man eine Idee mundtot machen, damit den Glauben aus unseren Herzen reißen. Glaubt ihr denn, daß wir unsere Gesinnung wechseln wie ihr euer Hemd, wenn ihr uns das äußere Zeichen dieser Idee — unser Ehrenkleid — mit Gewalt herunterreißt?!

So können nur Menschen denken und handeln, die nie den Sinn einer alles umspannenden Bewegung erfaßt haben und erfassen können!

Doch stillschweigend wollen wir das Verbot nicht hinnehmen! Aufgebot ist im Land. In bürgerlicher Kleidung sammeln sich SA. und SS., die HJ. nicht zu vergessen, an den Appellplätzen. Braunhemden über, Mützen auf, Sturmriemen herunter, und in geschlossener, eiserner Marschordnung — trotz Marschverbot —, die entrollten Fahnen voran, so durchziehen wir die Straßen. Das Pflaster erdröhnt unter dem Tritt unserer Kolonnen. Überall, wohin wir kommen, jubelt uns die aufrechte Bevölkerung, die eins ist mit uns, begeistert zu. Ratlose Gesichter der Polizeibeamten; keiner wagt einzuschreiten. Sie wissen ja nicht, daß wir Befehl haben, einem gewaltsamen Einschreiten der Behörden keine Gewalt entgegenzusetzen. Nur die Fahnen müssen in unseren Händen bleiben.

Die christlich-katholischen Stadtväter stürmen — schweißtriefend vor Angst und Wut — die Kanzlei des Polizeioberhauptes. Daraufhin wird die gesamte Bereitschaft an einer Stelle gegen uns eingesetzt. Unser Zug wird umringt. Da wir der Aufforderung, die Braunhemden auszuziehen, nicht Folge leisten, ist man uns — allerdings ziemlich kleinlaut und höflich — dabei behilflich. Man erwartet noch immer Widerstand von uns. Die Herren wissen eben nicht, daß wir in gewohnter Disziplin unserem Befehl gehorchen. Sie legen uns unsere Fügsamkeit als Feigheit aus und werden frecher. Man will uns unsere Fahnen nehmen. — Hei, da staubt es! Verschwunden ist alle Zurückhaltung, fort alle scheinbar feige Fügsamkeit! Den Befehl, uns zu wehren, führen wir gerne durch, so hart uns der andere angekommen ist. Keiner weicht einen Schritt. Sobald man uns den Gummiknüppel zeigt, zeigen wir die Fäuste. Die Polizei muß zurück, sieht ihre Machtlosigkeit gegenüber der erbitterten Volksmenge und eisernen Widerstandskraft unserer braunen Kolonnen ein, läßt ab von uns. Da geht ein verstecktes Raunen und Schmunzeln durch unsere Reihen. Die Polizei sieht uns mißtrauisch zu und wittert Unrat. Doch sie sieht keinen Grund zum Einschreiten, denn wir befolgen ja nur die Regierungsverordnung und ziehen unsere Braunhemden aus. In wenigen Minuten steht unsere Marschkolonne wieder. Im verhaßten Braun leuchten die sehnigen, nackten Oberkörper. An der nackten Brust haften, mit Leukoplast befestigt, die Kriegsauszeichnungen der Frontsoldaten unter uns.

An der Spitze des Zuges trabt das „Urviech" des Sturmes: ein frontgedienter Kavallerist auf einer Fuchsstute, eine mächtige Tafel in der Rechten: „Pferd kann nichts dafür, Farbe ist natur."

Brüllendes Gelächter, wohin wir kommen. Wie schon so oft, haben wir die Lacher auf unserer Seite und die Polizei die langen Gesichter. Mancher kann das Lachen kaum verbeißen: „Verfluchte Bande, läßt sich nicht unterkriegen." Es klingt nicht böse, sondern wie eine Anerkennung.

Auf Schusters Rappen durch die Welt

„... Denn wenn der Wanderbursch nicht wär',
wo käm das liebe Wandern her?"

Manchmal kann man den Vers noch auf unseren Straßen hören. Hier und da kann man wohl einmal wieder wandernde Gesellen sehen. Bis zum Weltkrieg war das noch ziemlich häufig, dann ließ es immer mehr nach. Seit der nationalsozialistischen Machtergreifung ziehen von Jahr zu Jahr mehr und mehr Handwerksgesellen auf Wanderfahrt.

Wenn ein Lehrling bei seinem Meister seine Lehrzeit durchgemacht hatte, dann ging er schon im Mittelalter ein oder mehrere Jahre auf Wanderschaft. Das hatte einen vernünftigen Sinn. Die Städte waren klein, für unsere Begriffe sogar winzig. Die größten Großstädte des deutschen Mittelalters, das machtvolle, hochberühmte Lübeck, das große, alte Nürnberg, hatten nicht mehr als vielleicht 20000, höchstens 30000 Einwohner. Da konnte ein strebsamer Handwerksgeselle nicht viel Neues lernen. Die zwei oder drei Goldschmiede in einer solchen Stadt etwa kannte der Goldschmiedegeselle und wußte genau, was sie anfertigten. So mußte er sehen, draußen in anderen Städten neue Meister, neue Arten der Arbeit kennenzulernen.

Der junge Handwerker handelte damals nicht anders als die Menschen anderer Berufe auch. Der junge Ritter, der als Edelknabe schon irgendwo bei einem benachbarten Ritter oder Fürsten aufgezogen war, ging, wenn er für wehrhaft erklärt war, auf Ritterfahrt, nahm Kriegsdienste möglichst irgendwo in fremden Landen, um die weite Welt kennenzulernen und ein erfahrener Kriegsmann zu werden. Unsere Sprache hat diese Sitte bis heute hin erhalten. Wenn jemand eine Sache gut kennt und viel im Leben gesehen hat, so nennen wir ihn „erfahren". Er ist nämlich durch viele Lande gefahren, hat viel von der Welt gesehen.

Selbst die jungen Geistlichen wanderten im Mittelalter, zogen von einer Schule zur anderen, um die Wissenschaften kennenzulernen, und wurden so „fahrende Schüler" genannt.

Nun war das Wandern in jenen alten Zeiten nicht so bequem wie heute. Es gab keine Eisenbahnen, Dampfschiffe, Flugzeuge, Reichsautobahnen, Fahrräder. Der junge Ritter, der in die Fremde zog, ritt zwar sein Pferd, der Handwerksbursche aber hatte nur Schusters Rappen, die ihn voranbrachten. Das war im Sommer herrlich. Man hatte Zeit, konnte ruhig einen Tag in der lieben Sonne liegen, in Wald und Feld und in den blauen Himmel hineinschauen. Kam dann der Handwerksgeselle in eine fremde Stadt, so meldete er sich auf der Herberge, wo schon das Wappen seiner Zunft heraushing. Damit nun kein Schwindler und Betrüger sich als Handwerksgeselle ausgeben konnte, gab es genau vorgeschriebene Grußformen, die der wandernde Geselle aussprechen mußte und die nur an „Zünftige" weitergegeben wurden. Manchmal mußte er auf eine Reihe von Fragen ganz bestimmt vorgeschriebene Antworten geben, damit man auch erkannte, daß er zur Zunft gehörte. Das war eine gute Sicherung dagegen, daß Gesindel sich unter die Gesellen drängte. Auf der Herberge wurde der wandernde Geselle beköstigt, mußte Geld einzahlen und ihm wurde Arbeit in der Stadt verschafft. Wenn er einige Wochen bei einem Meister gearbeitet hatte und nun sich wieder etwas Geld verdient und seine Kenntnisse bereichert hatte, dann schnürte er sein Bündel, verabschiedete sich und zog in ein neues Städtchen, von einem Meister zum anderen Meister.

Die Handwerksgesellen der alten Zeit haben sich niemals um die Staatsgrenzen gekümmert, die man kreuz und quer durch das deutsche Land gezogen hatte; wo immer deutsch gesprochen wurde, wo deutsche Menschen wohnten, da war für sie Deutschland. Sie kannten keinen Unterschied zwischen Preußen und Österreich, Sachsen und Bayern oder wie all die vielen Kleinstaaten hießen. Sie wanderten, soweit der Himmel blau und das Land deutsch war. Ja, manche sind darüber hinausgezogen.

Schön war es, so im hellen Frühjahr, im lachenden Sommer durch die Lande zu ziehen. Der Blick weitete sich, der Körper wurde kräftig, und wenn man auch manchmal die Nacht im Freien bei „Mutter Grün" verbrachte, so machte es den gesunden Burschen nicht viel aus.

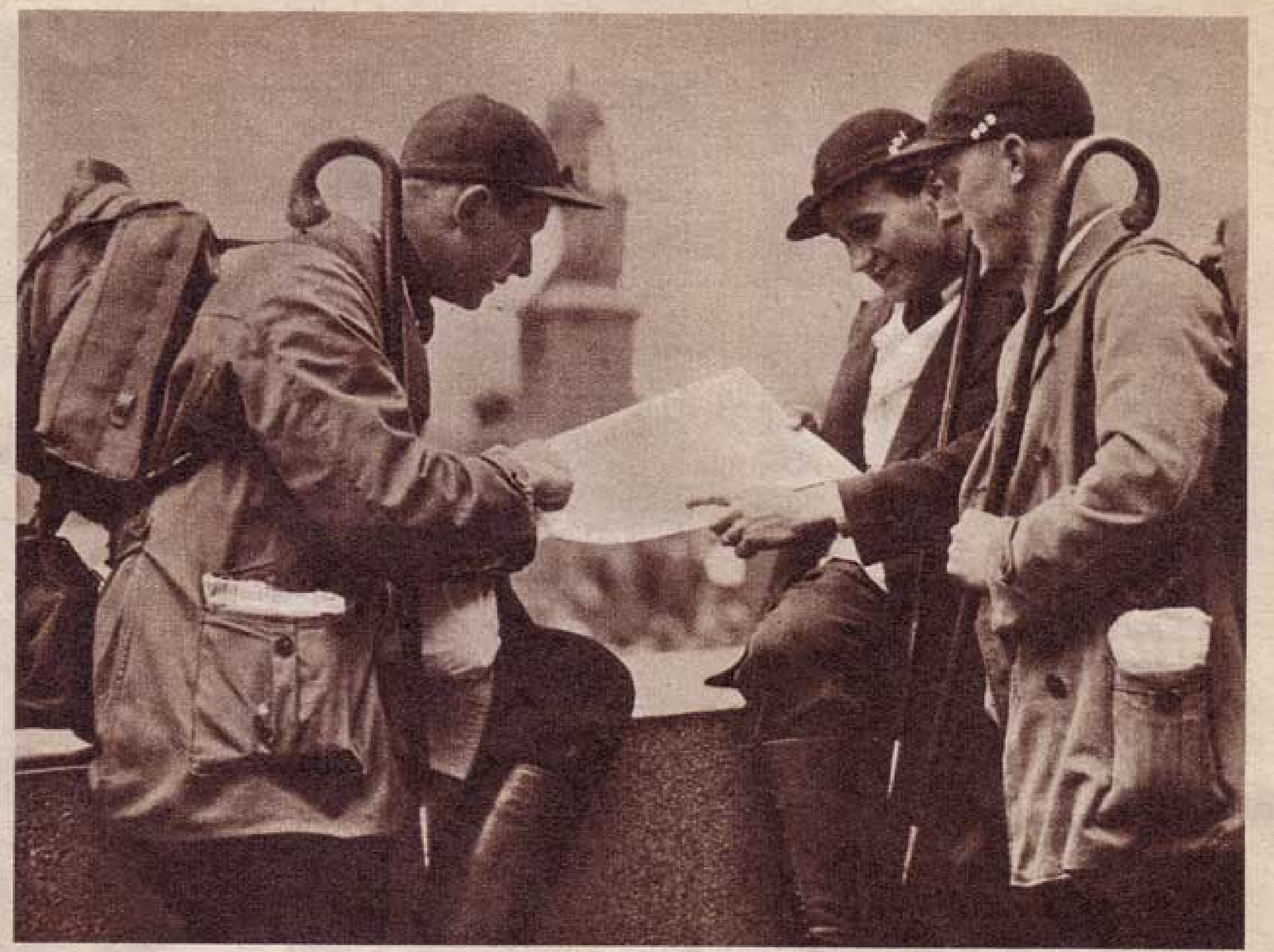
Tausende unserer schönsten Volkslieder sind auf den Lippen der wandernden Gesellen in die Weite getragen:

„Und find' ich keine Herberg, so lieg' ich zur Nacht
Wohl unter blauem Himmel, die Sterne halten Wacht;
Im Winde die Linde, die rauscht mich ein gemach,
Es küsset in der Frühe, das Morgenrot mich wach.
O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust.
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, du weite, weite Welt."

Aber selbst wenn der Herbstwind wehte, ließ sich der Wandergeselle davon nicht abschrecken. Solange noch die goldene Sonne vom Himmel schien, zog er in die Weite und blieb nicht unnötig lange am gleichen Ort:

„Ich zieh auf dürrem Wege, mein Rock ist arg bestaubt,
Weiß nicht, wohin ich lege in dieser Nacht mein Haupt.
Mein' Herberg ist die Welt, mein Dach das Himmelszelt,
Das Bett, worauf ich schlafe, das ist das breite Feld."

Das sind zwei Seiten aus einer alten Wanderchronik, die einst ein Handwerksgeselle von seinen Fahrten quer durch Deutschland angelegt hat. Ein 15jähriges Mädchen aus Hannover hat die Chronik ihres Vorfahren in der alten Schrift Wort für Wort abgeschrieben und als Arbeit für unseren beendeten Wettbewerb „Volksgemeinschaft — Blutsgemeinschaft" eingeschickt



Berliner Fleischergesellen beim Kartenstudium. Sie wollen sich natürlich bei ihrer Gesellenwanderung durch Deutschland den schönsten Weg wählen. Seit ein paar Jahren ist in Deutschland der schöne, alte Handwerksbrauch des Gesellenwanderns wieder aufgenommen worden. Jahr um Jahr sieht man jetzt wieder die jungen Handwerker in ihrer Berufstracht, den Affen geschultert, auf den Landstraßen. Zum Unterschied gegen früher wandern aber jetzt die Gesellen nicht mehr planlos. Sie erhalten eine feste Marschroute von der Deutschen Arbeitsfront bei Antritt ihrer Wanderung

Erst den Winter über blieb er dann länger am selben Arbeitsplatz, und manchmal hören wir, daß er dann recht geduldig den Stimmungen des Meisters gegenüber sein mußte, um die warme Unterkunft nicht zu verlieren, während im Sommer der Meister sich recht Mühe geben mußte, den wanderlustigen Gesellen festzuhalten.

Wenn aber das Frühjahr kam, die ersten Blumen aus dem Gras drangen, dann zog der Geselle wieder davon. Er durfte sich auch gar nirgends festsetzen, denn der wandernde Geselle mußte bei einer bestimmten Anzahl von Meistern gearbeitet haben, wenn er einmal Meister werden wollte. Aber nicht nur aus diesem Grunde zog es ihn weiter. Die Freude an der weiten Welt war es, die Wanderlust, die ihn, wenn die ersten Schwalben kamen, in die Ferne trieb:

„Da hat er den Stab genommen,
Da hat er das Bündel geschnürt,
Zieht weiter und immer weiter,
Wohin die Straße ihn führt.
Und über ihm ziehen die Vögel,
Sie ziehen in lustigen Reih'n,
Sie zwitschern und trillern und flöten,
Als ging's in den Himmel hinein."

Später ist dieses Wandern der Gesellen zurückgegangen und aus der Übung gekommen. Die alten Zünfte verfielen, wurden vielfach aufgelöst, die Gesellenherbergen gingen ein. Bis zum Weltkrieg sah man nicht mehr viel wandernde Handwerksgesellen. Nur einzelne Gruppen haben stolz und selbstbewußt den alten Brauch aufrechterhalten. Jedermann kennt ja die „fremdgeschriebenen Zimmergesellen" mit den hohen Hüten, den breiten Hosen, dem rotweißen Bündel und dem gedrehten Stock in der Hand. Sie haben noch viel sehr schönes, altes Brauchtum unseres Volkes erhalten und immer auf Ehrbarkeit in ihren Reihen geachtet. — Als der Nationalsozialismus das deutsche Volk erneuerte, hat man auch das Wandern der Gesellen wieder belebt. Viele Handwerke nämlich sind heute so vielseitig, erfordern eine so große Menge von Kenntnissen, daß sie der Geselle bei einem Meister kaum alle erlernen kann. Er muß darum schon in verschiedenen Gegenden und bei verschiedenen Meistern gearbeitet haben. Es sind also sehr vernünftige und praktische Gründe, die dazu führten, daß heute wieder Handwerksgesellen wandern. Zugleich aber bekommen diese jungen Menschen so einmal unser großes, weites Vaterland, unser großes Deutsches Reich, in das jetzt endlich als Erfüllung einer hundertjährigen Sehnsucht das deutsche Österreich mit aufgegangen ist, zu sehen.

Wer aber sein Vaterland so recht in aller seiner Schönheit kennt und gesehen hat, wer es von Norden nach Süden und von Süden nach Norden durchstreift und seine Herrlichkeit geschaut hat, der vergißt es niemals in seinem Leben, der erlebt bei aller Verschiedenheit der Landschaft das große, einheitliche Deutschland, unser unteilbares, durch den Führer geeintes Vaterland.

Dr. Johann von Leers.

Aufnahmen: Scherl (2), „Hilf-mit!"-Archiv (1)



Das sind Hamburger Zimmerleute in ihrer weltbekannten Tracht mit den hohen Hüten, den breiten Hosen, den rotweißen Bündeln und dem gedrehten Stock in der Hand. Sie haben all die Jahre hindurch sehr viel schönes, altes Brauchtum unseres Volkes bewahrt







Diese schönen Trachtendarstellungen sind eine Gemeinschaftsarbeit aus Bremen (Gau Weser-Ems). Ihr könnt sehen, wieviel Fleiß und Mühe darin stecken. Den gutgelungenen Wandbehang in der Mitte schuf die Oberstufe der Halbtagsschule in Briese (Schlesien)

Ich besuche eine Ausstellung

Mein Freund Thomas ist wohl einer der besten Kerle, die es überhaupt gibt. Man kann von ihm mit Recht behaupten, daß er mit allen Wassern gewaschen sei. Er hat sozusagen einen Riecher für alle Dinge und Ereignisse, und es gibt kaum irgend etwas, von dem er nicht zumindest eine leise Ahnung hätte. Wo es etwas zu sehen oder zu beobachten gibt, da ist auch mein Freund Thomas. Er steckt seine Nase in alle Sachen. Ihr dürft dies nicht etwa als Neugierde auffassen. Nein, neugierig ist der gute Thomas nicht. Nur wißbegierig. Er hat sich einen alten Spruch zu eigen gemacht und der heißt: „Man kann nie genug wissen!"

Neulich war Thomas bei mir und fragte mich: „Du, Peter, kommst du mit in die Ausstellung?" Ich hatte keine Ahnung, welche Ausstellung er meinte, und hielt seine Frage für irgendeine verrückte Idee oder einen verspäteten Aprilscherz. Da wurde er aber ernstlich böse. — „Wenn schon einer nichts von der Ausstellung weiß, dann soll er nicht noch andere, die klüger sind, beleidigen", sagte er und wollte wutschnaubend von dannen eilen. Ich konnte ihn gerade noch am Jackenzipfel festhalten.

„Nun sei nicht gleich eine gekränkte Leberwurst", besänftigte ich ihn. „Aber ich habe wirklich keine Ahnung, welche Ausstellung du meinst und wieso du mich gerade da mitnehmen willst."

„Was?" fragte er, „du weißt nichts von der Ausstellung „Volksgemeinschaft — Blutsgemeinschaft", du weißt nichts von dieser Ausstellung, die deine Schülerzeitschrift „Hilf mit!" eröffnet hat? Na, du bist mir ja ein schöner „Hilf-mit!"-Freund. Das erzähle nur keinem weiter."

Ehe ich überhaupt noch etwas sagen konnte, schubste er mich zur Tür hinaus, und bald marschierten wir beide durch die Straßen in Richtung Ausstellung. Ich muß ehrlich zugeben, daß ich ein klein wenig beschämt war; denn es ist ja bestimmt



Vom Humann-Gymnasium (Essen-Steele) wurde uns diese Arbeit aus der Quinta übersandt. Sie gehört zu dem von Peter abgeschriebenen Bericht

ein Fehler, wenn man solche wichtigen Dinge vergißt. Noch dazu, wenn man selbst sich bei der Einsendung beteiligt hat. — Thomas schmunzelte mich von der Seite an und grinste schadenfroh. Wer ihn nicht kennt, der würde sein Lächeln überheblich finden und ihm am liebsten dafür ein paar hinter die Ohren geben. Aber ich wußte, daß er es nicht so meinte.

Kurz vor der Ausstellung puffte er mir handfest in die Seite und sagte: „Sei nicht böse über meinen Flachs. Du konntest das mit der Ausstellung noch nicht wissen. Ich habe es ja selbst nur durch Zufall erfahren. Heute ist erst Vorbesichtigung für die Presse. Ich hoffe aber, daß sie uns auch mit hineinlassen."

Und so war es. Es gab keinen Pförtner mit abweisender Miene oder drohendem Finger, sondern nur freundliche Menschen, die uns schnell Bescheid sagten.

Kinder, Kinder — war das eine Ausstellung! So etwas Schönes könnt ihr euch gar nicht vorstellen. Da sieht man ja erst, wie schön es ist, wenn alle Schüler und Schülerinnen an einem Strang ziehen und sich alle einmal mit einer großen Aufgabe beschäftigen.

Wunderschöne Arbeiten konnten wir bewundern, eine immer fleißiger und sorgfältiger als die andere. Wandteppiche, Läufer, riesige Ahnentafeln, herrlich gebastelte Bauernhäuser, Spruchbänder, in Leinen gebundene Ahnengeschichten und vieles andere mehr.

Wenn die Ausstellung zu euch kommt, müßt ihr sie unbedingt besuchen. Sie wird euch viel Freude bereiten, und ich glaube sogar, daß mancher dadurch erst richtig angeregt wird, sich in Zukunft an den „Hilf-mit!"-Wettbewerben noch reger zu beteiligen.

Es gab da wirklich sehr schöne Dinge zu betrachten. Besonders gut gefiel mir ein Band, der den Titel trug: „Ahnen, die Geschichte machten." Darin standen verschiedene Berichte, die mir sehr gut gefielen. Ich habe mir darum einen ganz schnell abgeschrieben.

Da erzählte nämlich Ludwig **Merkel** aus Bunzlau aus der Geschichte seiner Ahnen:

„Unter den Aufzeichnungen über meine väterlichen Ahnen fand ich bei dem Urahn „Othen von Mauderode" und seinen Enkeln manches Interessante.

Dieser Urahn hieß früher einmal „Othen", und er hat den Adel „von Mauderode" nur seiner großen Tüchtigkeit zu verdanken. Er war Kanzler, Kriegsrat und Kurator an der Universität in Helmstedt. Als nach den langen Wirren des 30jährigen Krieges endlich mit den Franzosen in Münster und den Schweden in Osnabrück der so langersehnte Friede geschlossen wurde, machte er sich bei den schwierigen Verhandlungen sehr nützlich und half viel bei der Einigung. So wurde ihm aus Dankbarkeit neben dem Adel auch die Ortschaft Mauderode mit sechs Gütern im Südharz verliehen. Von dieser Zeit an nannte er sich „Othen von Mauderode".



Eine Gemeinschaftsarbeit der Pestalozzischule, Klasse 1 M (Lauban, Schlesien)

Dadurch hat er also bewiesen, wie man durch Tatkraft und Einsatz des Ganzen es zu etwas bringen und auch dem gemeinsamen Wohle des Volkes dienen kann. — Bald kamen wieder schwerere Zeiten für die Familie, und der große Landbesitz ging wieder verloren, aber das alte Haus im Harz soll noch stehen. — Von seinen Kindern und Enkeln sind keine besonderen Nach-


Arbeit eines 15jährigen Thüringer Jungen aus der Oberschule in Bad Frankenhausen


Dieses schuf ein 15jähriges Mädel aus der Staatlichen Elisabeth-Schule, Berlin



Aus Berlin-Adlershof kam diese Arbeit eines 14jährigen aus der Walter-Flex-Schule



Diese vorbildliche Ahnentafel sandte ein 14jähriger Junge aus Königsberg (Deutsche Oberschule) ein

richten in der Familie weiter übermittelt. Erst ein Urenkel von ihm und seine Frau konnten wieder von sich reden machen. Als nämlich König Friedrich Wilhelm II. auf einer Besichtigungsreise nach Schlesien kam, traten die Offiziere zu einer Begrüßung zusammen und bekleideten sich mit der von Friedrich dem Großen vorgeschriebenen Uniform. Der Major von Mauderode hatte leider durch den harten Kragen der Uniform eine so schwere Halsentzündung erhalten, daß er daran nach wenigen Tagen starb (1791). — Dieser von Mauderode war verheiratet mit Wilhelmine Kalinova de Zaremba. Sie war eine Tochter des aus dem damaligen Litthauen eingewanderten Generalfeldmarschalls Zira Zara Kalinova de Zaremba. Laut Aufzeichnung soll sie sehr energisch und mutig gewesen sein und auch zum König Friedrich Wilhelm II. großes Vertrauen gehabt haben. Bei der Rückkehr des Königs durch Brieg drängte sie sich mit ihren acht Kindern durch die Menschenmenge und überreichte dem Herrscher eine Bittschrift. Der König half auch dieser mit Kindern so reichgesegneten Witwe. Ihren fünf Söhnen bewilligte er die Aufnahme in ein Kadettenhaus, wo sie zu Offizieren ausgebildet werden sollten, ihren drei Töchtern gab er eine Aussteuer. Der Wille des Königs mußte aber doch geändert werden, denn da der zweite Sohn Leopold sich durch starkes Scharlach ein Ohrenleiden zuzog, wurde er dienstuntauglich. Der König wußte aber Rat und gab ihm eine Stelle beim Finanzamt. Später bekam er als Geheimrat die Leitung der berühmten, von Friedrich dem Großen gegründeten Königlichen Porzellanmanufaktur. Nach seiner Pensionierung zog er mit seiner Frau Julie, Tochter des Oberkonsistorialrats Hecker an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, nach Wolfenbüttel, wo beide begraben liegen.

Eine Tochter dieser beiden, Wilhelmine, heiratete den Pastor Karl Gustav Plitt in Genin bei Lübeck. Sie ist in großer Zeit geboren, am 16. April 1812. Von ihr besitzen meine Eltern durch mehrfache Vererbung ein halbes Dutzend silberne Teelöffel, die kurz nach der Schlacht von Belle-Alliance hergestellt sind. Eine alte, fast 90jährige Urgroßtante aus Lübeck erzählt darüber, daß diese Löffel — es gibt nur ein Dutzend davon — von einem Lübecker Juwelier aus Freude über den Sieg der vereinigten Armeen hergestellt seien. Auf der Vorderseite sind die Köpfe von Blücher und Wellington abgebildet, darunter steht: Belle-Alliance 18. Juny 1815.

Auch jetzt leben wir wieder in großer Zeit unter einem herrlichen Führer. Ich möchte einmal Offizier werden, vielleicht ist mir dann Gelegenheit gegeben, durch die Tat zu beweisen, daß ich des Erbes meiner Väter würdig bin."

Solche spannenden und wissenswerten Einsendungen gab es zuhauf in dieser Ausstellung. — „Weißt du", sagte ich zum Thomas, „es wäre doch wirklich schade, wenn diese schönen Sachen nicht auch denen gezeigt werden könnten, die nicht zur Ausstellung kommen."

Da war er mit mir einer Meinung, und wir beschlossen, einen Brief an die Schriftleitung von „Hilf mit!" loszulassen, in dem wir baten, recht viel von den ausgestellten Dingen in unserer Schülerzeitschrift zu veröffentlichen.

Gesagt, getan. Am anderen Tage schon steckten wir beide gemeinsam den Brief an „Hilf mit!" in den Kasten.

Wann würden wir wohl Antwort erhalten?

„Das kann eine ganze Weile dauern", meinte Thomas. „Die müssen ja doch täglich einen Berg Briefe durchsehen und beantworten und sollen außerdem noch die Zeitschrift dabei machen." Also, schön, warten wir. Aber schon nach vier Tagen kam die Antwort: „Liebe Kameraden!" hieß es in dem Brief, „Ihr habt natürlich recht, wenn Ihr allen Lesern und Freunden unserer Zeitschrift recht viel über die Ausstellung mitteilen möchtet. Wir sind mit Euch einer Meinung. Schon im nächsten Heft wollten wir damit beginnen. Nun haben wir Euern Brief mit dem Bericht erhalten und werden ihn als ersten Beitrag zur Ausstellung veröffentlichen. Schönen Dank und seid gegrüßt.
Heil Hitler! Die Schriftleitung."

Da haben wir uns natürlich riesig gefreut, und Thomas meinte sogar, daß wir nun beinahe richtige Schriftsteller wären. Als ich ihn auslachte, wurde er ein bißchen böse und sagte dann: „Du wirst ja sehen, ich werde noch mal ganz groß."

„Na ja", gab ich nach, „das mag schon sein. Ein Landstreicher wirst du nie werden. Aber gleich Schriftsteller, das ist doch nicht so einfach! Da muß man schon ein Köpfchen haben und viel lernen."

„Dann lerne ich aber noch mehr", trotzte der gute Thomas, und wie ich ihn kenne, wird er es doch einmal schaffen.

Peter.

*

Wir beginnen in der nächsten Nummer mit den besten Beiträgen aus dem großen „Hilf-mit!"-Wettbewerb „Volksgemeinschaft — Blutsgemeinschaft".

Ihr werdet sehen, wie weit man durch Fleiß und Ausdauer kommt und wieviel man dabei lernt. Nehmt euch den Thomas und den Peter zum Vorbild. Jeder an seiner Stelle ein ganzer Kerl.

Schon beim neuen Wettbewerb „Volksgemeinschaft — Schicksalsgemeinschaft" soll ihr euern Fleiß und euer Können unter Beweis stellen. Jeder kann an diesem Wettbewerb teilnehmen. Wir glauben, daß auch jeder Junge und jedes Mädel mit Feuereifer schon an die Arbeit gegangen ist oder noch geht. Wer da nicht mitmacht, muß ein Feigling sein, der sich nichts zutraut. Alle richtigen Jungen und Mädel machen mit. Also auch du.

Aufnahmen: Werkphotos

Eine Gemeinschaftsarbeit aus Bremen



Der Pelzjäger

Abenteuer im hohen Norden

7. Fortsetzung

von Franz Gf. Zedtwitz

Der Vielfraß

Über die Wälder am Bibersee rieselt der Schnee. Der Abend läßt die Hügel weiß und bleich verdämmern. Meterhoch bedeckt der Schnee den Boden, und die Kälte nagt sich unerbittlich mit den Zähnen eines Raubtiers in das Holz der Bäume hinein. Wenn Sturm aufkommt, brechen die Riesen des kanadischen Waldes, glashart gefroren, zu Hunderten nieder und liegen in wüsten Haufen an den Flanken und Hängen der Hügel. Am Steilabfall eines Hügels liegen nicht nur Bäume wirr durcheinander, auch Felsen sind hier übereinandergeschichtet, als habe ein Riese sie mutwillig aufgehäuft. Der Schnee hat dieses Bollwerk aus Fallholz und Fels überdeckt. Im Dämmern der nahen Nacht verschwimmend, steht es gespenstig inmitten der Einsamkeit. Kein greller Laut ist zu vernehmen, nur das Rieseln des Schnees klingt weich und leise durch die aufziehenden Schatten.

Da regt es sich im Geklüft. Ruckartig schiebt sich ein dunkler, plumper Kopf hervor, verschwindet wieder, erscheint von neuem. Ein Schnaufen ertönt, ein Scharren im Gestein kommt aus der Tiefe der Felsspalten. Dann erscheint der Kopf von neuem, und nun schießt mit einem Ruck eine vierschrötige Gestalt hervor. In drei plumpen Sätzen springt der Vielfraß über den Schnee, dann hält er inne. Er hat Hunger, wie immer. In diesen gesegneten Zeiten, wo das Ren den Wald erfüllt, ist es durchaus möglich, daß man solch einem leckeren Tier schon hier begegnet. Es ist noch nicht lange her, seit er ein Renkalb unmittelbar vor der Höhle erbiß. Darum hält er auch heute Umschau.

Da steht er, derb, untersetzt, mit gewaltigen Muskeln bepackt wie ein Schwerarbeiter. Er stemmt sich auf die vier kurzen Branten mit den langen Nägeln, wendet den breiten Schädel, zuckt überlegend mit der kurzen, buschigen Rute. Er prüft den Wind, blickt aus runden, dunklen Augen in die Nacht, aber da ist nichts zu sehen. Kein Ren zieht, kein nordischer Hase hoppelt durch die Dämmerung, kein Geläuf auf dem Boden spricht von der Nähe eines leckeren Waldhuhns.

Dann eben nicht! Der Vielfraß setzt sich in Bewegung. Er hüpft drollig dahin. In plumpen, hastigen Sätzen, immer wieder innehaltend, fegt er niedrig durch den Schnee. Der Steilhang macht ihm viel zu schaffen. Einmal überrollt er sich, kugelt fauchend und schimpfend talab, fängt sich wieder, beißt wütend in den Schnee, und dann hüpft er wieder weiter.

Da und dort bohrt er seine Nase in den lockeren Grund, denn nun stehen überall Spuren und Fährten im Wald. Hier sind Renntiere gezogen, dort sind Wölfe dahingetrabt. Sogar ein Elch ist durch den Schnee gepflügt wie ein Dampfer durch die Flut, er hat eine breite, weiße Bugwelle aufgeworfen, die rechts und links von seiner Fährte stehenblieb und erstarrte, und auf die das neue Geriesel von oben gleichmäßig und weich und alles bedeckend niedersinkt.

Hops und hops und hops und hops! Der Vielfraß kann beim besten Willen nicht ruhig gehen, er muß springen. Würde man ihn zwingen, sich ruhig zu verhalten, er würde zerplatzen, weil die unverbrauchte Kraft ihn zerreißen würde. Da liegt ein Stamm, man könnte darunter durch, aber nein: Der Vielfraß springt hinauf und auf der anderen Seite wieder hinunter, einfach, weil dieser Sprung ihm Freude macht. Genau so verhält er sich bei einem Felsen, der ihm in die Quere kommt. Mit einem Satz ist er oben und streift dem Stein die Schneemütze ab.

An einem Stamm klettert der Vielfraß aus reinem Übermut hoch, schlägt seine scharfen Krallen in die hartgefrorene Rinde und bricht rasselnd Rindentafeln ab, die zu Boden stieben. Dann rutscht er wieder herunter, saust dahin, als säße ihm der Leibhaftige im Nacken, und verhält wieder, um Umschau zu halten.

Diesmal entdeckt er etwas. Da unten ziehen dunkle Gestalten durch den Wald. Der schwache Wind bringt den Duft dieser Tiere durch das Schneetreiben herbei. Es ist ein starker und guter Geruch. Der Vielfraß knurrt wild auf, als er ihn in die Nase bekommt und entblößt seine Reißer. Es sind wandernde Renntiere, die durch die Forste ziehen. Die dunkle Masse des Raubtieres schmiegt sich tief in den Boden hinein, sie versinkt im Schnee, sie preßt sich in das weiße Daunenkissen. Die Renntiere ziehen knisternd und knackend auf ihn zu. Wenn er sich bloß ein wenig dichter an den tiefbeasteten Stamm der großen Fichte schmiegt, so müssen sie ihn anlaufen.

Vorneweg schreitet eine alte Renkuh, das Leittier, dann kommt allerlei geringes Zeug, ein paar Kälber dazwischen. Mit Mühe beherrscht sich der Vielfraß soweit, daß er kein wildes Knurren ausstößt, denn die Kälber lassen das Wasser in seinem Maul zusammenrinnen. Hinterdrein schreiten würdig ein paar Hirsche mit mächtigem Geweih. Die kümmern ihn weniger. Es hat so mancher seiner Sippe sein Leben unter den wütenden Stößen lassen müssen, die solch ein erboster Hirsch auszuteilen versteht. — Nun, diesmal müßte es eigentlich klappen, denn solch ein Rudel ist leicht zersprengt. Man braucht ja nur einem Renkalb die Reißzähne in den Hals zu schlagen, loszulassen und schleunigst auf einen Baum hinaufzusausen, wenn die Hirsche ungemütlich werden sollten. Das Kalb verblutet schnell, und die alten Renntiere bleiben nicht ewig bei dem Toten. Wenn sie abgezogen sind, kann man zu tafeln beginnen.

Der Vielfraß wird immer niedriger und niedriger, denn die Renntiere sind dicht vor ihm. Der Wind steht gut, und so ahnen sie nichts von der großen Gefahr, die da auf sie lauert. Der Vielfraß bohrt seine Augen in das heranwechselnde Rudel, er gräbt seine Branten tief in den Schnee, er spannt alle Muskeln und duckt sich zum Sprung. Schon ist das Leittier an ihm vorübergezogen, schon folgen die Kälber. In der nächsten Sekunde muß die Entscheidung fallen.

Da werfen die Renntiere hoch auf, preschen durcheinander und jagen in langen, polternden Fluchten den Hang hinab. Rechts und links und überall tauchen Schatten auf, die flach über den Schnee heranschießen, und dann saust der Vielfraß auch schon eine Fichte hinauf und setzt sich oben fest, denn gegen Wölfe kann auch er nichts bestellen. Da oben hockt er auf einem Querast und murrt und keift. Das Wasser läuft ihm in langen Fäden aus dem Fang. Trotzdem ihm das Herz blutet, muß er zuhören, wie da unten die Wölfe ein Ren reißen.

Es poltert im Grund, denn ein halbes Dutzend Wölfe ist am Werk. Die anderen Renntiere sind zerstoben, man weiß nicht wohin, und die Wölfe tafeln. Der Vielfraß kann mit seinen nachtgeübten Augen die Schatten sehen, die dort hin und her fahren, die sich anknurren und anschimpfen und die gierig ihr Mahl in sich hineinschlingen. Er ächzt vor Wut, wenn er das Knacken der Knochen und das Zerreißen der Fleischfetzen hört. Da sitzt er und wagt sich nicht herunter. Man kann nie wissen, ob solch ein Wolf nicht als Einlage ins Renmahl auch einmal einen Vielfraßbraten schätzt!

Nach einiger Zeit wird es ihm aber doch zu langweilig. Die Wölfe scheinen ausgiebig beschäftigt zu sein, eben haben sie sich in die Wolle gekriegt, und ihr Geknurr und Gefauche klingt bedrohlich durch die Stille der verschneiten Nacht. Da faßt sich der Vielfraß ein Herz. Er umklammert den Baum zärtlich mit den Branten, und dann rasselt er so leise als möglich zu Boden. Zum Glück vollführen die Wölfe solch furchtbaren Lärm, daß der Vielfraß völlig unbemerkt bleibt. Geduckt wie das böse Gewissen saust er davon.

Aber nun ist es auf einmal aus mit den Renntieren. Die Wölfe haben in dieser Nacht hier überall gejagt, sie haben alles verscheucht, was auf knisternden Hufen durch den Wald zog, wenigstens so weit, wie ein Vielfraß in einer Nacht zu laufen vermag. Er sucht hierhin und sucht dort, aber er findet nichts, außer alten Spuren, in die er wütend seine Nase steckt. Und sein Magen knurrt immer stärker.

Planlos hüpft er dahin, mißmutig und ärgerlich. Die Nacht schreitet vor, und er hat immer noch keine Beute gemacht. Da, endlich, trifft ein sonderbarer, gänzlich neuer Duft seine Nase. Was ist das?

Er setzt sich und prüft die Sachlage. Der Geruch kommt von da unten vom Seeufer herauf, er dringt aus dem Horst ungeheurer Fichten hervor. Es riecht nach Fleisch, aber es riecht

auch nach Rauch. Den Rauch kennt der Vielfraß, denn er hat ihn bei Waldbränden geschnuppert, er hat auch schon an der qualmenden Rinde eines Baumes geschnüffelt, in die der Blitz geschmettert war.

Neben diesen Gerüchen duftet es dort auch noch nach verschiedenen Tieren. Einmal sind es Wesen, die ganz ähnlich wie Wölfe riechen, aber scheinbar doch keine Wölfe sind. Dann kommt noch ein Duft dort hervor, der ganz merkwürdig zusammengesetzt ist. Der Vielfraß kennt weder Tabakduft noch den Geruch verschwitzter Kleider, er weiß nichts vom Menschen. Jedenfalls erscheint ihm allergrößte Vorsicht geboten, denn etwas, was man nicht kennt, kann sehr leicht gefährlich sein. Er pirscht sich an die Fichten nach allen Regeln der Kunst gegen den Wind an. Das ist sein Glück, denn so können die Hunde ihn nicht wittern. Allmählich erkennt er die Umrisse des Blockhauses, das schweigend in der finsteren Nacht steht.

Nun schlägt aber noch ein anderer Duft in seine Nase. Wieder ist Rauch dabei, aber dann riecht es auch zweifellos nach Fleisch. Dieser Duft kommt von einem sonderbaren großen Nest, das auf vier Pfählen über dem Boden ruht, so hoch, daß weder ein springender Wolf noch ein frecher Hund das Fleisch im Catch erreichen kann. Der Vielfraß schleicht diese sonderbare Entdeckung nach allen Regeln der Pirschkunst an. Es wäre dies freilich nicht notwendig gewesen, denn die Vorräte der beiden Trapper wären ohnedies nicht davongelaufen.

Geduckt, an den Schnee geschmiegt, kriecht der Vielfraß auf dem Bauch näher und näher. Jetzt reckt er sich vor und beschnüffelt die Pfosten. Die neun Hunde schlafen im Schnee begraben den Schlaf des Gerechten; sie rühren sich nicht.

Da wird der Vielfraß frech. Er packt einen der Stützpfähle mit den Branten und klettert ruckartig, immer wieder vom bösen Gewissen gepeinigt, an der Stütze empor. Er lauscht umher, aber kein verdächtiges Geräusch dringt an seine tief im Pelz verpackten Ohren. Nun hat er die Plattform des Trockengestells erreicht. Er schwingt sich hinauf. Noch einen Augenblick sitzt er reglos, dann packt ihn die Gier, denn hier hängen Massen von getrocknetem Fleisch, säuberlich an langen Latten befestigt. Mit einem gurgelnden Freudenlaut stürzt sich der Dieb darauf. Er reißt herunter, was er nur herunterbekommen kann, er beginnt zu tafeln. Gierig verschlingt er, was er erreichen kann. Der Vielfraß macht seinem Namen alle Ehre.

Eine Weile hindurch geht das alles ganz gut und glatt, dann aber hat der Vielfraß das Pech, eine lose Stange zu berühren, die mit großem Geklapper umfällt. Erschrocken drückt er sich in einen Winkel, und nun wird es um das Blockhaus lebendig. Ein Hund fährt aus dem Schnee, der ihn bedeckte, hervor und kläfft los, ein zweiter stimmt ein. Die ganze Koppel wird munter, bellt wie rasend und beginnt zu suchen, und so kann es nicht lange dauern,



Gierig verschlingt er, was er erreichen kann.
Der Vielfraß macht seinem Namen alle Ehre

bis sie die Spur des Vielfraßes gefunden haben. Sie schnüffeln an ihr entlang. Tatsächlich, sie führt bis zum Trockengestell, und hier endet sie. Das ist etwas für die Hunde! Mit wüstem Gebelfer umdrängen sie die Pfähle.

„He, Black, da ist etwas los!" Horn schießt aus dem Bett und fährt in den Pelz hinein. Black tut es ihm nach. Feuer flackert auf, eine Laterne wird angezündet.

„Weiß der Teufel, was die Hunde haben!" Black hat die Büchse ergriffen und öffnet die Türe. Die Nacht ist für Menschenaugen völlig finster, man kann nichts erkennen. Die Hunde toben wie wild um das Vorratslager herum.

„Da muß doch irgend etwas im Catch sein", meint Black. „Warte, ich steige hinauf!" Er holt die Leiter und legt sie an. Horn steht mit schußbereiter Büchse unten. Was kann das bloß sein? Die Bären schlafen doch, sonst könnte man auf den Gedanken kommen, daß ein vorwitziger Schwarzbär den Trappern einen Besuch abstattet.

Black schiebt sich vorsichtig über den Rand der Plattform und leuchtet in den Catch hinein. Da liegt alles durcheinander, Fleisch ist herabgerissen, Latten stehen schief und quer im Raum herum. Der rötliche Schein der Laterne durchdringt nur unvollkommen das Dunkel. Aber in der dunkelsten Ecke regt sich etwas. „So eine Unverschämtheit", knurrt Black. „Was ist es denn?" erkundigt sich Horn. „Wolverin", meint Black, „laß die Hunde herauf!"

„He, Eagle, he, Hunde, hinauf mit euch!" Die Meute belfert um die Leiter.

Jetzt beginnt Eagle, gewandt wie eine Katze, sie zu erklettern. Mit lautem Gekläff sausen die Hunde in den Catch hinein. Ein ungeheures Durcheinander entsteht da oben, und dann fährt Black dazwischen. Der Vielfraß hat ein schnelles Ende genommen, der alte Eagle verstand die Sache und hat ihm gleich die Kehle zugedrückt, so daß er mit seinem furchtbaren Gebiß und seinen starken Krallen kein Unheil anrichten konnte. „Zurück", brüllt Black und hebt den verendeten Vielfraß hoch. „Zurück, wollt ihr denn den ganzen Pelz auf Fetzen reißen?" Er hebt den schweren Vielfraß an einem Hinterbein hoch und schleudert ihn zu Horn hinunter. „Ein strammer Kerl", will Horn rufen. Er hat die Büchse an einen Baum gelehnt. Da prallt er zurück, denn auf einmal steht der tote Vielfraß auf den Beinen und faucht ihn nicht schlecht an. „Er lebt, die Hunde herunter!" Aber ehe die Hunde die Leiter heruntersausen, hat sich der Vielfraß zusammengerafft und ist geflüchtet.

„O du heiliges Donnerwetter", schimpft Black. „Warum hast du denn nicht geschossen?"

„Und warum hast du denn unbedingt die Patrone sparen wollen? Es wäre doch auch ohne die Hunde gegangen. Warum kommen denn diese Köter nicht?"

Oben erhebt sich ein wüstes Geschimpfe Blacks. Die Hunde haben die gute Gelegenheit wahrgenommen und haben sich über das Fleisch hergemacht.

„Wollt ihr wohl, ihr Kerle, wollt ihr machen, daß ihr hinauskommt!"

Horn muß nun lachen, daß ihm die Tränen in die Augen steigen, denn ein Hund nach dem anderen purzelt unsanft die Leiter hinunter, und ein jeder trägt einen Fetzen Dörrfleisch im Maul.

„Wir sind doch zwei ganz ausgepichte Trapper", begrüßt er Black und brüllt vor Lachen. „Der tote Vielfraß ist futsch, ein Teil Fleisch ist futsch, unsere Nachtruhe ist auch futsch, und was haben wir erbeutet? Nichts!"

„Verstehe das nicht", schüttelt Black den Kopf. „Der Kerl war doch mausetot. Er mußte einfach tot sein!"

„Den Eindruck hatte ich eigentlich nicht", lacht Horn, „er rannte wie verrückt!"

Fernab verklingt das Kläffen der Hunde, die hinter dem „Toten" hersausen. „Na, wenn die ihn jetzt bekommen, dann fresse ich den ganzen Vorrat auf einmal auf", schimpft Black weiter. „Es ist doch eine ganz unglaubliche Geschichte! Da hat man den Kerl in der Hand und er hängt da und rührt keine Pfote mehr, und dann wird er wieder lebendig. Ja, diese Biester sind zäh. Zäher, als man glauben sollte! Aber so etwas habe ich auch noch nicht erlebt!"

„Beruhige dich nur, der kommt nicht wieder!" Horn steigt nun ebenfalls die Leiter empor und beginnt das Dörrfleisch wieder säuberlich zu ordnen und aufzuhängen.

„Glaubst du?" Black ist nicht überzeugt. „Vielfraß bleibt Vielfraß, wenn er weiß, wo es etwas zu holen gibt, dann kommt er wieder!"

„Na, dann können wir ja auf alle Fälle ein Eisen legen!" Horn stapft zum Blockhaus und kommt mit einem Eisen zurück. „Da sind ja die Hunde auch wieder zurück! Die müssen an die Leine, sonst fangen wir unsere eigenen Hunde!" Mit viel Liebe bettet er das Eisen in den Schnee. „Wenn je ein Eisen gefangen



Auf einem niedergebrochenen Riesenbaum steht der Puma.
Er steht nicht aufrecht, sondern zusammengeduckt, gespannt, als wolle er im nächsten Augenblick losspringen

hat, dieses da muß fangen", meint er. „So eine Gemeinheit, uns erst das gute Fleisch wegzufressen und dann sich nicht einmal von den Hunden umbringen zu lassen!"

Allmählich kehrt Ruhe ein. Das Licht im Blockhaus verlöscht, die lange Winternacht schreitet fort. Ununterbrochen fällt Schnee vom Himmel und bedeckt die schlafenden Hunde von neuem.

Auch Horn und Black schlafen. Und mitten in ihrem schönsten Schlummer schlagen da draußen die Hunde wie verrückt an. „Siehst du wohl!", strahlt Black. Sie eilen hinaus, und da hängt, erwürgt vom Eisen, der Vielfraß, der tatsächlich frech genug war, wiederzukehren. Es ist der gleiche; man erkennt es an dem ein wenig zerzausten Pelz.

„Ja, es ist eben nicht gut, wenn man zu gierig ist", hält ihm Black die Grabrede und trägt ihn ins Haus. Ab und zu wirft er einen mißtrauischen Blick auf ihn. Aber diesmal wird der Kerl nicht mehr lebendig. Der Druck des Eisens war mehr als er ertragen konnte. Zufrieden legen sich die Männer schlafen.

Indianer

Der Alltag des Pelzjägers ist wieder in seine Rechte getreten. Aber es ist nicht mehr die mühselige, schlecht lohnende Arbeit wie vor der Fahrt nach Norden. Mit einem Schlage hat sich das grimmige Gesicht des Nordens geglättet, es scheint, als lächle dieses wilde Land. Denn die Wälder, durch die noch vor wenigen Wochen kein Großtier seine Fährte zog, quellen über von Leben.

Mit lustigem Peitschenknall sausen die Schlitten morgens zu den Fallenlinien, die gut genährten Hunde ziehen stark und gleichmäßig und die Schlitten sausen über den festen Schnee dahin. Die Büchse knallt in den weiten Wäldern, und das Wild färbt mit seinem Herzblut den Schnee. Freude für hungrige Hunde und hungrige Männer. Das ist noch Jagd in ihrer ursprünglichen Bedeutung, Jagd, wie sie der Urmensch ausübte, als die Gletscher als blaßschimmernde Mauern sich über das fröstelnde Nordeuropa schoben. Wer nicht zu jagen versteht, verhungert. Der Tod des Wildes ist Notwendigkeit für das Leben des Jägers, der genau das gleiche Recht besitzt wie der mächtige Nordlandwolf und der genau so elend wie er zugrunde geht, wenn die Jagd versagt.

Dort auf den Fallenlinien aber fangen sich die lebenden Schätze dieses Landes, die Tiere mit den kostbaren Bälgen, die bestimmt sind, auf den gewaltigen Handelsstraßen der Neuzeit in alle Großstädte der Welt zu wandern, wo die zarte Fülle ihrer seidigen Haare die Begehrlichkeit der Frauen locken wird. Die Füchse traben mit niedriger Nase zu den Kirrbrocken, die schneeweißen Weißfüchse, die graublauen Blaufüchse, die Rotfüchse, die herrlichen schwarzen Silberfüchse und die Kreuzfüchse mit dunklen Abzeichen auf rotem Fell, Bastarde zwischen Silberfuchs und Rotfuchs. Der Trapper spielt in der Lotterie des Nordens, er weiß nicht, was die schweigende Winternacht ihm bescheren wird. Es walten Gesetze, die er nur ahnt und nicht übersieht. Wer begreift, wie Silberfüchse entstehen? Ihre Eltern sind Rotfüchse gewesen, gewöhnliche Rotfüchse, die der Trapper zwar nimmt, wenn er sie bekommt, die er aber nicht besonders hoch einschätzt. Und auf einmal liegen im verborgenen Bau der Rotfuchsmutter zwischen roten Geschwistern ein oder zwei Silberfüchslein. Da sind sie, sie sind ganz plötzlich entstanden, man weiß nicht wie. Gerät der schwarze Kerl mit der weißen Schwanzspitze ins Eisen, so freut sich der Trapper. Am meisten aber freut er sich über den weißen und blauen Fuchs, der aus dem höchsten Norden stammt. Man sieht ihm das an, daß er dort oben an der Grenze des Lebens zu Hause ist. Seine Ohren sind kurz und verstecken sich in seinem Pelz, der seinesgleichen sucht an herrlicher, schützender Fülle. Marder gehen in die Eisen, der Luchs verfällt dem mörderischen Zubiß der stählernen Kiefer, der Nordlandwolf, ein Riese von fast zwei Zentnern Gewicht, unterliegt der menschlichen Erfindung. Und Pelze, Pelze, nichts als Pelze stapeln sich im einsamen Blockhaus unter den hohen Fichten am Bibersee. Sie werden sorglich gewartet, diese Pelze, fast zärtlich streift sie die schwielige Hand des Trappers vom Körper seiner Beute, er wendet sie sorgfältig um und spannt sie zum Trocknen auf schmale Spannbretter, damit sie nicht schrumpfen. Sind sie trocken, so werden sie abermals umgestülpt, und nun wird das Haar sorgfältig gereinigt und gebürstet, bis es endlich in höchster Schönheit und letzter Vollendung aufgestapelt wird, um den Weg nach Süden über Tragpfad und Seespiegel zu nehmen, den Weg, der den Fuchs der verlorenen Wälder des Landes nach Berlin oder London oder Rom, nach New York oder Sydney führen wird.

Wieder einmal birgt Horn den Ertrag einer Nacht auf seiner Fallenlinie. Die gefangenen Tiere türmen sich auf seinem Schlitten auf. Es ist noch früh am Tage. Die Zeit der Mittwinternacht ist lange vorbei. Black beginnt von der Abreise zu sprechen. Nun,

das hat gewiß noch eine Woche Zeit. Der junge Mann lacht über sein ganzes Gesicht, denn wieder einmal hat sich der Norden gnädig erwiesen. Zwei Weißfüchse und ein Blaufuchs haben sich übertölpeln lassen. Der Tag ist gut. Keuchend wuchtet er noch einen riesenhaften Wolfsrüden auf den Schlitten. „Soviel Renntiere, wie du gefressen hättest, essen zehn Trapper nicht", murmelt er gutgelaunt die Grabrede des alten Steppenräubers.

„Vorwärts, Hunde, vorwärts, Eagle!" Die lange Peitschenschnur schlägt aufknallend durch die stille Luft. Die Hunde legen sich mächtig ins Geschirr. Horn hält sich mit einer Hand an der Schlittenladung fest, und dann geht es in sausender Eile heimwärts. — Die Bäume stehen silbern in Schnee und Rauhfrost am Waldrand, die Hügel gleiten vorbei, Täler öffnen sich, gefüllt mit dunkelblauen Schatten. Da und dort stehen Renntiere an den Hängen. Nun, heute soll keines von ihnen fallen, es liegt genug Proviant bei der Hütte. Horn grüßt mit Peitschenknall zu ihnen hinüber. Die Renntiere werfen sich herum und stieben, von jähem Entsetzen gepackt, davon. Wild kläffen die Hunde hinter ihnen her, sie möchten am liebsten nachhetzen. Aber Horn zwingt sie in die ausgefahrene Bahn zurück. „Wollt ihr wohl!" schreit er. „Das wäre euch wohl angenehm, was?" Und die Hunde lugen aus einem verschmitzten Auge nach rückwärts und ziehen weiter, daß der Dampf von ihren zottigen Rücken aufwirbelt.

Auf einmal stutzt Eagle. „Zeig her, was hast du da?" fragt Horn. Er hält an und geht zu seinem Leithund vor, der seine Nase immer wieder in den Schnee steckt. „Hallo, das ist doch . . .!" Horn mustert die runden Pfotenabdrücke, die in mächtigem Abstand voneinander immer wieder in den Schnee getreten sind. „Natürlich, das ist ein Silberlöwe, ein Kuguar. Nagelfrisch ist er hier durchgezogen, er hat unsere Bahn von heute früh gekreuzt. Hunde, ihr habt Dusel, das gibt Arbeit für euch!"

Einen um den anderen löst Horn von den Strängen, dann hetzt er sie an. Wie Pfeile verschwinden sie auf der Fährte der großen Katze, die sich ostwärts in den Wald begeben hat.

So schnell er vermag, folgt der Trapper. Auf den plumpen Schneereifen kommt er natürlich nicht so schnell vorwärts wie die leichtfüßigen Hunde. Aber er hat Übung im Schneewaten. Und so hört er vom nächsten Hügelkamm bereits die hellen Laute der jagenden Meute. Da unten liegt ein kleiner See. Dort schießt in langen Sätzen die große, rötlichgraue Katze dahin. Sie hat nicht mehr viel Vorsprung, denn noch ehe sie die freie Fläche überquert hat, erscheinen bereits die fünf Hunde, einer hinter dem anderen, mit Kliff und Klaff auf ihrer Spur.

Die sechs Tiere verschwinden jenseits in den entlaubten Pappeln, und dann werden die Stimmen der Hunde auf einmal dunkler und tiefer. Der Silberlöwe hat sich gestellt, die Hunde haben ihn fest!

Was das Zeug hergeben will, rennt Horn den Hügel hinunter. Einmal stolpert er und schlägt der Länge nach in den Schnee, aber er rafft sich gleich wieder auf und jagt weiter. Die Sorge treibt ihn voran. Die Hunde sind zwar erfahren, aber bei ihrem Kampfeseifer weiß man nie, ob sie sich dem Raubtier mit den starken Pranken nicht zu sehr nähern, und das kann einem Hund Kopf und Kragen kosten.

Er läuft über den See auf der Spur der wilden Jagd. Als er an das Gehölz herankommt, verlangsamt er seine Schritte, denn nun ist das Gebell und Gezanke dicht vor ihm, und mitten aus den abgerissenen Lauten der Hunde heraus hört er das Knurren des Pumas.

Ein wundervolles Bild bietet sich dem Mann, der mit schußfertiger Büchse aus dem Gestrüpp hervordringt. Auf einem niedergebrochenen Riesenbaum steht der Puma. Er steht nicht aufrecht, sondern zusammengeduckt, gespannt, als wolle er im nächsten Augenblick losspringen. Der dicke, buschige Schweif peitscht von links nach rechts und von rechts nach links, er schlägt den Schnee vom Stamm herunter und haut auf die schmalen Flanken des Tieres. Die hellen, runden Augen funkeln, die Ohren sind an den klobigen Schädel angelegt, und das geöffnete Maul, aus dem die Reißzähne bedrohlich hervorfunkeln, knurrt und murrt unausgesetzt. — Die Hunde sind glücklicherweise vorsichtig gewesen, sie kennen die Tatzen des Kuguars zur Genüge. Horn überfliegt mit einem einzigen Blick das Bild, dann hebt er die Büchse. „Kopfschuß!" befiehlt er sich. Das Raubtier muß fallen, als habe es der Blitz getroffen, sonst geschieht im letzten Augenblick noch ein Unheil, wenn die Hunde sich über den verwundeten Feind hermachen.

Im Knall rollt der Silberlöwe vom Stamm, und schon sitzt Eagle ihm an der Kehle. Horn springt hinzu und tritt die Hunde von ihrem gefallenen Gegner fort, damit der schöne Pelz nicht leidet. An Ort und Stelle zieht er das Fell ab, denn er könnte den toten Körper nicht bis zum Schlitten schleppen. Zufrieden machen sich dann Mann und Hunde auf den Rückweg zum Schlitten.

Als Horn sich dem Schlitten nähert, bleibt er vor Erstaunen stehen. Er hat doch nichts getrunken! Da stehen doch auf einmal drei Schlitten. Das kann nicht Black sein, denn die Schlitten haben eine andere Bauart als dessen Gefährt. In allen Tonarten kläffen ihm magere Köter entgegen, und nun sieht er auch zwei Männer, die bedächtig, auf ihre Büchsen gelehnt, neben der Ladung stehen und ihm gleichmütig entgegenblicken. Sie sind nicht anders angezogen als er auch, aber ein paar bunte Stickereien an den Pelzen lassen ihn endlich erkennen, was das für ein Besuch ist. Es sind Indianer, Jäger, die auf ihren rastlosen Streifzügen zufällig auf seine Spur gekommen sind.

Bedächtig stapft Horn den Hang empor. Hoffentlich spricht wenigstens einer von den beiden ein wenig Englisch, denn er selbst beherrscht den Dialekt nicht, der hier oben im Norden gesprochen wird. Na, das wird sich ja zeigen. Einstweilen hat er Mühe, seine Hunde zu bändigen, die den ruppigen Indianerkötern liebend gerne beweisen würden, daß der Hund eines weißen Mannes bedeutend stärker ist als sie. Den Indianern geht es nicht besser, auch ihre Gespanne sind einer Rauferei nicht abhold, und die Hunde toben so wild in ihren Strängen umher, daß die Riemen und Stricke bald zu wüsten Knoten zusammengedreht sind. Peitschen knallen und hauen aus den Hunden die unangebrachte Kampfslust heraus, und unterdessen ist Horn dicht herangerückt. „You you speak english?" („Sprichst du Englisch?") fragt er. Der eine tritt vor. In wüstem, gebrochenem Englisch gurgelt er eine Bestätigung. Die Männer schütteln sich die Hände. Selbstverständlich Freunde, da sie sich in der Wildnis getroffen haben. Hier oben im Land sind Menschen zu selten, als daß man aneinander vorbeigehen könnte.

Die Indianer staunen ohne viele Worte die Pelzladung Horns an. „Guter Fang", meint der eine. Sein braunes Gesicht bleibt reglos, nur die dunklen Augen funkeln. „Es geht", antwortet Horn. „Ihr habt aber tüchtig Ethen (Renntiere) geschossen!" Tatsächlich sind die Indianerschlitten hoch mit Renntieren bepackt. Die Männer machen eine wegwerfende Handbewegung.

„Das ist auch nichts", meinen sie. Gierig sehen sie zu, als Horn aus seiner Tasche Tabaksbeutel und Pfeife hervorkramt. Er stopft sich die Pfeife und reicht den Tabaksbeutel weiter. Jetzt tauen die Indianer auf. „Mein Blockhaus steht da drüben am See", meint Horn. „Ich habe noch viel Fleisch in meinem Catch, wenn ihr wollt, kommt mit."

Der eine Indianer weist nach rückwärts. „Dort unser Stamm, unsere Zelte."

„Aha, ihr müßt nach Hause, eure Squaws und Kinder hungern!"

„Oh, nein", wehrt der Indianer ab. „Viele Renntiere, noch andere Krieger, die für Squaws sorgen. Wir mitkommen!"

„Na schön, dann los. Es wird spät. Laßt mich voraus, meine Hunde laufen schneller und es kann eine tolle Beißerei geben, wenn ich euch überhole!" Er führt sein Gespann in weitem Bogen um die Indianerschlitten herum und setzt sich an die Spitze. Alle Hunde sind aufgeregt, der Wald erschallt von ihrem Gebell, und so sausen die Schlitten dem Blockhaus am Bibersee entgegen.

Black hat das Gebell längst gehört. Er steht vor der Türe und beschwichtigt seine vier Hunde, die sich nun ebenfalls an dem allgemeinen Gebell beteiligen. „Wen hast du denn da mitgebracht?" Er mustert die Indianer. „Den einen kenne ich doch? Natürlich, das ist Indianerbilly. Seinen richtigen Namen kann ich nicht behalten. Na, Billy, wann fährst du wieder einmal nach Fort Resolution?"

Billy schüttelt Black die Hand. „Fünf Sommer habe ich dich nicht gesehen", sagt er. „Tja, die Zeit steht nicht still", antwortet Black. „Das kann stimmen mit den fünf Sommern! Schirrt ab und kommt herein, wir werden einmal ganz gewaltig auftischen, ich habe ohnedies eine Überraschung auch für dich, Horn. Rate, was es zu essen gibt!"

„Keine Ahnung. Nach deinem Gesicht muß es etwas besonders Feines sein. Etwa Biber?"

„Stimmt! Habe da oben noch einen neuen Teich entdeckt und vier Biber gefangen. Das ist einmal eine Abwechslung nach dem ewigen Ren!"

Ohne weitere Umstände schirren die Indianer ihre Hunde ab. Black wirft ihnen Dörrfleisch vor, das sie gierig in sich hineinschlingen.

„Ihre Hunde können diese Kerle nun einmal nicht anständig halten. Viel Prügel und wenig Fressen, das sind ihre gesammelten Erziehungsgrundsätze. Etwas anderes verstehen sie nicht!" Aber es hat keinen Sinn, darüber zu reden, der Indianer würde ihn niemals begreifen. Hund ist Hund. Wozu sich anstrengen mit Tieren, von denen im Lager doch ständig neue geboren werden? Es ist schade um die Mühe.

(Fortsetzung folgt.)

Österreich, erlebt auf Kreuzer „Leipzig"

Von Korvettenkapitän a. D. Fritz Otto Busch

Im Hardanger Fjord liegt der Schnee auf den granitenen Berggipfeln. Fern, durch eine Lücke in den gewaltigen Bergkulissen, leuchten die Firnfelder des Folgefondgletschers einsam, klar und eisig kalt herüber. Blauer Himmel über dem tiefdunklen, stillen Fjord, in den unser Kielwasser breite, leuchtende Schaumspuren zieht.

Wir sehen und staunen: Nie war uns Norwegen so todeseinsam, so voller Geheimnisse wie jetzt: Freya gleitet mit silberweißen Füßen über den tiefen Fjord, Uller streift mit dem Eibenbogen in den dunklen, sonnenlosen Schluchten, und irgendwo dort über dem wolkenverhangenen, höchsten Gipfel hocken Hugin und Munin, blicken mit jadegelben Augen tief hinab auf den Fjord und die Schiffe, den schmalen, schlanken Kreuzer und die wenigen Fischerboote, die weiß und dickbauchig mit grießgrauen Segeln vor der Brise dahinziehen.

Fahl schreitet die Dämmerung, ein grauweißes Gespensterpferd, über die See. In der Kimm leuchtet ein schmaler Streifen blutnassen Fleisches unter gelbgrünen Bändern; letzter Widerschein der Sonne. Kalt weht es über die Decks, der Kreuzer schlingert und rollt vor der Dünung, Sterne funkeln auf, durch die der Mast in langen Schwingungen wie betrunken grast.

Sechs Glas schlägt die Schiffsglocke: 10 Uhr abends. Wir sitzen in der Messe; gleich kommen die Nachrichten. Immer wieder gehen die Türen. Alles versammelt sich hier in See zum Empfang der Neuigkeiten, die aus Deutschland kommen. Ein greuliches Radio, weiß der Teufel, schlecht und mit tausend Nebengeräuschen, brüllend muß es eingestellt werden, wenn man überhaupt etwas verstehen will.

Der Erste Offizier erscheint, steuert seinen Stammplatz an, auf dem ahnungslos einer der Reserveoffiziere sich niedergelassen hat:

„Sie werden gebeten, sofort den Platz zu räumen!" meint der Erste Offizier, und alles lacht, während der Oberleutnant entschuldigend zur Seite rückt. Der Leitende Ingenieuroffizier, händereibend, lächelnd, tritt ein:

„Na, wollen mal sehen, wo Franco heute ist, bis zum Meer ist es ja nicht weit und einmal muß er diese Schweine doch in die See schmeißen!"

Die große Spanienkarte wird hervorgeholt. „Leipzig" war unten. Himmel, ja: Bolschewistischen Torpedos ist sie ausgewichen, Fliegerangriffe hat sie gesehen, spanische Häfen, Marokko, englische Kreuzer, französische Torpilleurs, rote Munitionsdampfer, sie kennt den Krieg da unten! Überall in den Decks hängen noch die großen, bunten Karten der Iberischen Halbinsel, vor denen in der Freizeit die alten Leute stehen, den jungen Rekruten Geschichten aus dem Mittelmeer erzählend.

Im Kreis sitzen wir um den Lautsprecher herum, der in der Ecke über dem Klavier, über dem Bild der alten „Leipzig" steht.

Draußen am Oberdeck sieht man den Verwaltungsoffizier herbeieilen, der Läufer F. T. erscheint, knallt die Hacken zusammen, hebt die Hand zum Gruß und reicht dem Ersten Offizier einen Funkspruch. Dann meldet sich der Deutschlandsender. Stumm sitzen wir da, reglos, als die Proklamation des Führers verlesen wird, die vom Hilferuf des Bruderlandes spricht, die zusagt, daß deutsche Truppen den Unterdrückten zu Hilfe eilen. So ungeheuerlich ist dies alles, so atemraubend, daß zunächst keiner ein Wort findet. Dann bricht der Jubel los:

„Gott sei Dank! Endlich ein Ende mit diesen Landesverrätern! Unsere Truppen, Mensch, unsere Truppen! Gebe Gott, daß sie rechtzeitig kommen, ehe die Kommune und die Marxisten den Terror in Wien entfesseln!"

Der N. O., schlank und elegant, winkt dem Steward:

„Mensch! Her mit dem Handatlas, keine Ahnung, wie das so aussieht in Österreich. Wie weit ist denn eigentlich Wien? Panzertruppen hat der Führer gesagt, Flieger? Na — Herr Schuschnigg wird sich wundern, der Gernegroß!"

„Der Führer wird sich freuen", meint der L. I., „nun kann er bald in seine Heimat."

„Na", schüttelt der Erste Offizier den Kopf, „das wird noch eine Weile dauern. Bis dieser Saustall von Wien gereinigt ist, kann noch eine Zeit vergehen, ich ..."

„Bitte", werfe ich ein, „haben Sie nicht gehört, wie er sagte, er freue sich, den Boden seiner Heimat wieder betreten zu können? Der Führer ist bei den Truppen, bestimmt ist er bei den Truppen, und zwar vorne!"

„Ausgeschlossen! Viel zu unsicher, das tut der Führer nicht."

„Doch, passen Sie auf, wir werden es ja hören! Der Führer ist bei der Spitze, morgen werden wir es wissen!"

Die Nachrichten sind beendet, wir rücken zusammen und palavern, während der Kreuzer nach Süden schlingert, über eine See, die tiefdunkel und unruhig vor dem Winde dahinwandert. Norwegische Küstenfeuer blitzen auf, die Sterne funkeln unbeteiligt und stumm, und durch die geöffneten großen, viereckigen Skylights der über die ganze Schiffsbreite gehenden Messe weht es frisch herein. Man spürt den salzigen Atem der See, die draußen ins Ungewisse rauscht.

Österreich! Zu überraschend kam dies alles. Wir können es noch nicht fassen, diesen unglaublichen Traum, diese Wirklichkeit der Erfüllung! Irgendwie sind die meisten von uns Älteren mit Österreichern zusammengekommen, mit Kameraden der k. u. k. Marine. Gravosa-Ragusa taucht auf, weißer Traum unter südlichem Himmel, österreichische Torpedobootskommandanten, Infanterieoffiziere aus sorgloser, lustiger Friedenszeit: Gäste auf dem Schulkreuzer, bestrickend liebenswürdig, phantastisch angezogen, sporenklirrend und lachend. Dann der Krieg: österreichische U-Bootskommandanten, auf unzulänglichen Booten Unglaubliches leistend, all die „Ritter" mit den österreichischen Namen und den frohen, österreichischen Herzen. Der A. O. nickt und stößt den Rauch seiner Brasil gegen die niedere Decke:

„Haben allerlei geleistet, die Brüder! Die Otrantostraße war auch nicht von Pappe, die Sperren dort, meine ich. Und wie oft ist der Horthy vorgestoßen in schneidigen Raids!"

Im Geiste sehen wir sie vor uns, die berühmte und berüchtigte Enge, die auch unsere Polaboote immer passieren mußten. Englische und französische Kreuzer, Fischdampfer, Minenleger, Motorboote, Hilfskreuzer, jede Art von Kriegsfahrzeugen, Scheinwerfer, Netzsperren, Minensperren, feindliche U-Boote, Schnellboote, die englische, französische, italienische Flagge an Gaffel und Heckstock, lauernde Bewacher auf tausend sich kreuzenden Kursen. Sie fuhren los aus ihren schönen Häfen, die österreichischen Kreuzer „Saida", „Helgoland", „Novarra" und wie sie hießen, die schwarzen Torpedoboote, und dahinter standen die Linienschiffe und malten ihre schwarzen, gewaltigen Rauchfahnen gegen den blauen Himmel, Flieger surrten in der Luft, U-Bootperiskope furchten die See, südwärts ging der Kurs auf die Sperren zu, die sie oft genug überraschend angriffen, die Bewacher zerhämmernd im Schnellfeuer ihrer Geschütze.

„Haben sich ordentlich gehalten, die Brüder von der k. u. k. Marine", meint der Gefechtswachhabende und nickt, während er mit dem Zeigefinger die Kurse weist, die damals von Pola nach der Otrantostraße führten, „vor allem die Aufklärungsstreitkräfte, die Horthyschen Kreuzer. Sahen auch gut aus, alle Achtung!"

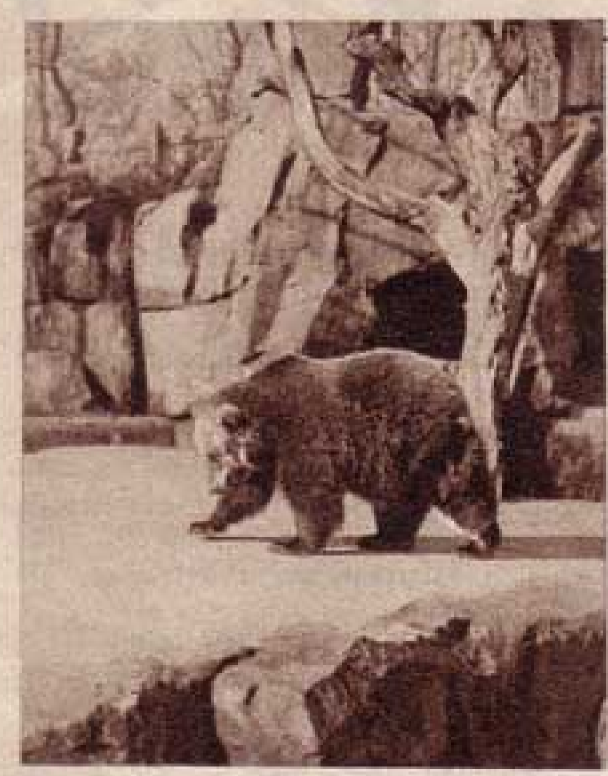
So reden wir, sprechen von den Kameraden der österreichischen Marine, wie unendlich schwer sie es gehabt haben bei dem Völkergemisch ihrer Besatzungen, wie tapfer die Torpedoboote fochten, wie klug und sicher die Kreuzer geführt wurden und wie kameradschaftlich sie immer waren, die Offiziere der Schiffe unter Österreichs Flaggen.

Wir reden und tun es eigentlich nur, um irgendwie unserer Freude Luft zu machen, unserer Begeisterung, die letzten Endes all dies Große, beglückende Neue noch nicht zu fassen vermag.

Am nächsten Abend schallt aus unserem greulichen Lautsprecher, aus dem Radio, das für uns die Verbindung mit der Heimat, der Welt bedeutet, zum ersten Male aus Wien das Horst-Wessel-Lied.

Wieder sind wir stumm und still, lauschen den Begeisterungsstürmen einer befreiten Volksmenge, denken zurück an die Zeit, da bei uns zum ersten Male dies Lied, unser Kampflied, bis in die kleinsten Wohnungen drang. Und der Führer ist bei der Truppe — genau wie wir, die alten Parteigenossen, es gewußt und geahnt haben! Zu schön ist dies, zu feierlich, man kann es kaum fassen. Ich nicke dem Ersten Offizier zu:

„Sehen Sie, er ist doch vorne, er ist doch Soldat! Und wissen Sie, es ist genau so wie damals am 30. Januar 1933. Da kam ich gerade von meinem Sturm, vom großen Fackelzug vor der Reichskanzlei. Und als ich mein Arbeitszimmer betrat, scholl mir, verwirrend und beglückend, aus dem Radio zum ersten Male dies Lied entgegen. So ungefähr muß den Österreichern heute zumute sein, wenn sie nach all dem Kampf und dieser entsetzlichen Not und Unterdrückung dies Lied heute aus ihrem eigenen Sender hören."



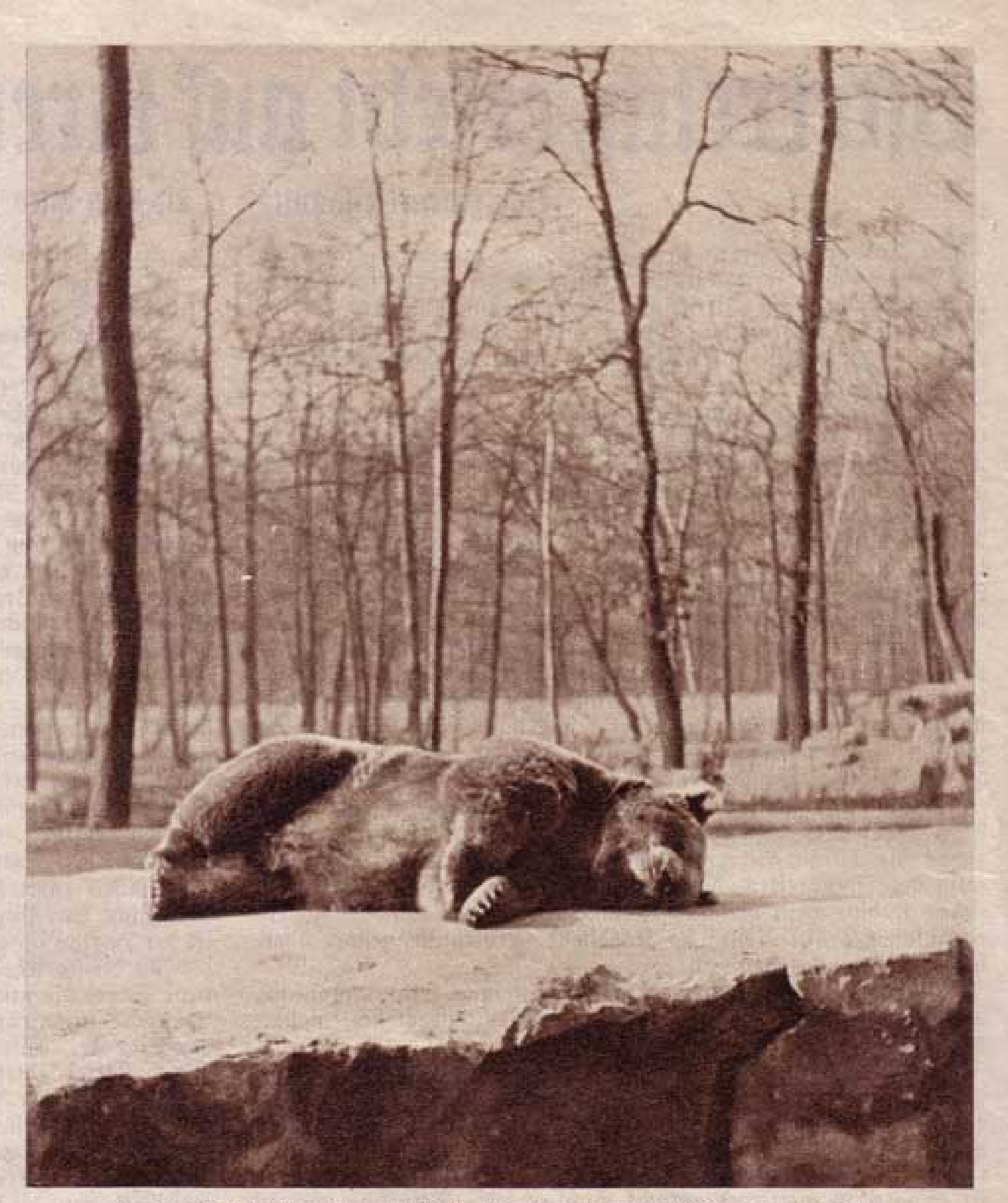
„Ach, scheint heute die Sonne schön", sagt der Bär und wandert dahin. „Ich muß mir einen Platz aussuchen, an dem ich einmal so richtig gemütlich schlafen kann!"



Da kommt ihm ein junger Bär in den Weg und möchte mit ihm spielen. „Nein", sagt der alte Bär, „störe mich nicht, ich will schlafen. Wenn du mich aber doch störst, so bekommst du eins hinter die Ohren!"



„Das hier ist ein gemütlicher Platz", meint Petz, „die Sonne scheint warm, hier will ich bleiben. Ich muß mir nur noch die richtige Stellung zum Schlafen auswählen."



Na endlich, jetzt hat er es geschafft. Da liegt er und schläft, groß und faul, ein Riese, dem keiner etwas anhaben kann. Wovon er wohl träumen mag?

Ein Bär möchte schlafen

Vor langer Zeit lebten auch im deutschen Wald noch Bären. Jetzt gibt es hier freilich keine mehr, denn der Bär würde unter unseren Herden ganz gewaltigen Schaden anrichten. Er ist ja so stark, daß er mit einem Hieb seiner Pranke eine Kuh töten kann. Das tut er aber nicht immer, denn der Bär liebt auch allerlei kleine und zarte Kost, er schleckt in Himbeerhängen, er weidet in milchigen Haferfeldern, er verzehrt Pilze und holt sich aus morschen Baumstämmen auch da und dort Käferlarven und anderes kleines Getier heraus. Natürlich läßt er sich auch einmal ein Stück Wild, einen Hirsch oder einen Rehbock gutschmecken.

Er kann nichts dafür, daß die Natur ihm solche Gelüste eingepflanzt hat, und er will ja auch leben. Wenn man ihn genau betrachtet, so ist er ein plumper und täppischer Geselle, der brummend seines Weges zieht und sich um Menschen meist nicht kümmert, wenn man ihn nicht gerade reizt. Im Märchen ist der Bär ja immer ein Beispiel der täppischen Gemütlichkeit, und daß das wahr ist, sollen euch unsere Bilder zeigen.

Text und Aufnahmen von Franz Graf Zedtwitz

„Hilf mit!" erscheint monatlich. Herausgeber: NS.-Lehrerbund. Hauptschriftleiter: Henrich Hansen, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin. Druck und Verlag: Verlagsanstalt H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!", Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23, Fernruf: 75 64 56. — Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.